

T. B. 3

128

Volksbibliothek. — II, 135.

Nimm und lies!

Auf gefährlichen Pfaden.

Erinnerungen
eines verbannten, französischen Priesters
aus seinen Reisen
durch die Schweiz in den Jahren
1794—1798.

Von

Alvin von Baldingen.

Einsteleln, Schweiz.

Druck und Verlag von Eberle & Rickenbach,
Nachfolger von Wph. Eberle & Co.

Für Nordamerika:

Chas. Wildermann, 11 Barclay Street, New-York.

Bis jetzt erschienene Schriften:

Kinderbibliothek. — Serie I.

- Bdch. 1. „Die Oesterreicher“, von Christoph v. Schmid.
Bdch. 2. „Heinrich von Eichensfels“, von Christoph v. Schmid.
Bdch. 3. „Der Weihnachtsabend“, von Christoph v. Schmid.
Bdch. 4. „Ludwig, der kleine Auswanderer“, von Christoph v. Schmid.
Bdch. 5. „Das Lämmchen“, von Christoph v. Schmid.
Bdch. 6. „Das beste Erbeil“, von Christoph v. Schmid.
Bdch. 7. „Klara's Testament.“ nach wahren Begebenheiten erzählt. „So rächt sich der wahre Christ“, von G. Arand.
Bdch. 8. „Der silberne Rosenkranz“, von G. Arand.
Bdch. 9 & 10. „Genovefa“, von Christoph v. Schmid.
Bdch. 11. „Das stumme Kind“. „Vogelneſtchen“. „Waldfapelle“, von Christoph v. Schmid.
Bdch. 12. „Die Erdbeeren“. „Der Raminfegerjunge“ von Christoph v. Schmid.
Bdch. 13. „Anselmo“, von Christoph v. Schmid.
Bdch. 14. „Die zwei Brüder“, von Christoph v. Schmid.
Bdch. 15. „Der Stiefvater“. „Emma, oder die kindliche Liebe“, von Christoph v. Schmid.
Bdch. 16. „Gottfried, der kleine Einsiedler“, von Christoph v. Schmid.
Bdch. 17. „Das Kloster Marienzell zu Wurmsbach“. „Restituta“, von G. Arand.
Bdch. 18. „Die Majestätsbeleidigung“. „Die Marienkapelle“, v. W. Koch.
Bdch. 19. „Rache ist süß“. „Schuster, bleib beim Leisten“, von W. Koch.
Bdch. 20. „Das hölzerne Kreuz“. „Die Kirche“, von Christoph v. Schmid.
Bdch. 21. „Kupfermünzen und Goldstücke“, von Christoph v. Schmid.
Bdch. 22 & 23. „Jofaphat“ von Christoph v. Schmid.
Bdch. 24. „Leone Raboud“, frei nach dem Französischen überſetzt.
Bdch. 25. „Die Feuersbrunst“. „Der Wasserkrug“, v. Christoph v. Schmid.
Bdch. 26. „Die Nachtkäse“. „Die Melone“, von Christoph v. Schmid.
Bdch. 27. „Der Rosenſtock“. „Die Margaretablümchen“ von Christoph v. Schmid.
Bdch. 28. „Die Lautenſpielerin“, von Christoph v. Schmid.
Bdch. 29 & 30. „Das Blumenkinder“, von Christoph v. Schmid.
Bdch. 31. „Du sollst den Sonntag heiligen.“ Nach Selbsterlebtem erzählt von Hilarius Grub. „Das letzte Bild des Künstlers.“ Erzählung von W. Koch.
Bdch. 32. „Auf Umwegen zum erhabenen Ziel.“ von Franz Selas.

Volksbibliothek. — Serie II.

- Bdch. 1. „Theodelinde, oder das Kloster zu St. Agatha“, „Angelika“ von P. F. Willen, O. S. B.
Bdch. 2. „Das Grafenhaus oder Gottes Vergeltung und Gericht“, von P. F. Willen, O. S. B.
Bdch. 3 & 4. „Der Courdespiller“, von Paul Stiegele.
Bdch. 5. „Ein Wiederfinden“, von Heinrich Heiter.
Bdch. 6. „Franzisko.“ „Das Sakrilegium oder Verbrechen und Buße“ von P. F. Willen, O. S. B.
Bdch. 7 & 8. „Ein Sprung in die Welt.“ Ernst und Scherz aus einer Badereise, von Paul Stiegele.
Bdch. 9. „Klara, oder die Gefahren der Unschuld“, v. Christoph v. Schmid.
Bdch. 10. „Das Kartäuserkloster“, von Christoph v. Schmid.
Bdch. 11. „Schwester Felicitas“, von Fr. X. Wegel.
Bdch. 12. „Ich bin deine Mutter“, von G. Arand.
Bdch. 13. „Trenlos!“ von G. Arand.
Bdch. 14. „Der beste Arzt“, von Aug. Egger, Bischof.
Bdch. 15 & 16. „Emilie Kinder“, von G. A. Haller.
Bdch. 17 & 18. „Ein Marienkind.“ „Am Scheidewege“, von G. Arand.
Bdch. 19 & 20. „Am Schutzmantel Marias“, von G. Arand.

10 = 344 58 639

Nimm und lies!

Serie II. — 135. Bdch.

P. G. 3

128

УНИВ. БИБЛИОТЕКА

P. И. Бр. 73036

Auf gefährlichen Pfaden.

Erinnerungen

eines verbannten französischen Priesters auf seinen Reisen
durch die Schweiz in den Jahren 1794—1798.

Von

Alwin von Baldingen.

Ginsiedeln.

(Schweiz.)

Druck und Verlag von **Eberle & Kistenbach,**

Nachfolger von Wsh, Eberle & Co



Nachdruck verboten.

Auf gefährlichen Pfaden.





Vorwort.

Die Franzosen lieben es von sich selbst zu reden und ihre Memoiren zu schreiben. Kein anderes Volk besitzt einen solchen Reichtum in dieser Art von Geschichtschreibung wie das französische. Besonders vor einem Jahrhundert war es allgemein Sitte, ein Tagebuch zu führen und so kommt es, daß wir aus jener Zeit so zahlreiche Aufzeichnungen von Augenzeugen besitzen, welche uns über die mannigfaltigen Ereignisse eingehenden und zuverlässigen Aufschluß geben. Solcher Art sind die nachfolgenden Auszüge aus den Memoiren eines französischen Priesters, aus denen wir ein anschauliches Bild der damaligen Zeiten und Verhältnisse gewinnen. Sie führen uns zusammen mit den höchststehenden, wie mit den untersten Klassen der Gesellschaft und erregen unsere lebhafteste Teilnahme für sie. Machen wir unsere Leser zunächst mit dem Verfasser dieser Memoiren bekannt!



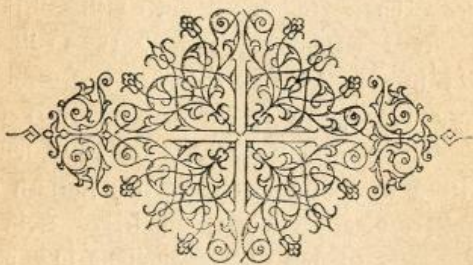
Abbé Peter Lambert war geboren im Jahre 1748 zu Lons-le-Saulnier, einer Stadt, nicht gar fern von der Schweizergrenze, auf der Westseite des Jura-Gebirges im südlichen Teile der Franche-Comté. Nachdem er 1777 Priester geworden, trat er zuerst in die Kongregation von St. Joseph in Lyon, kam dann aber 1784 nach Paris, wo er geschätzte litterarische Werke herausgab. Besonders als Kanzelredner war er beliebt und gab eine Sammlung Predigten heraus unter dem Titel: „Der hl. Redner.“

Im Jahre 1791 empfahl ihn der Erzbischof von Paris dem Herzog von Penthièvre als Beichtvater, als den Priester, den er für dieses Amt als den würdigsten erachte. Der Herzog von Penthièvre stammte von Ludwig XIV. ab, war somit ein Verwandter des königlichen Hauses und seine Tochter Adelaïde von Bourbon hatte den Herzog Ludwig von Orleans geheiratet, welcher dann als Bürger Egalité für den Tod Ludwigs XVI. stimmte, selbst aber am 6. November 1793 hingerichtet wurde. Sein Sohn, war der spätere Bürgerkönig Ludwig Philipp, von welchem noch die Rede sein wird. Der Herzog von Penthièvre, früher ein tapferer Kämpfer in den Kriegen Ludwigs XVI. und Großadmiral des Königreichs, zog sich nach dem Friedensschluß auf sein Schloß bei Bernon zurück,

einer Stadt am linken Ufer der Seine, einige Stunden unterhalb Paris. Hier lebte er, der Politik fernstehend, beim Volke beliebt, den Werken der Wohlthätigkeit und Frömmigkeit. Er starb am 4. März 1793 und Abbé Lambert beschreibt als Augenzeuge sein frommes Hinscheiden. Im Auftrage von dessen Tochter sorgte er, daß tausend Seelenmessen für ihn gelesen wurden.

Nun aber war für ihn keine Sicherheit mehr in seiner Heimat. Nachdem er unter vielen Gefahren halb Europa durchwandert, fand er 1799 eine Zuflucht in Spanien; dort schrieb er seine Erinnerungen nieder, die er am 5. Mai 1801 beendigte. Nach seinem Tode im Jahre 1802 wurden diese 1822 in Paris herausgegeben, scheinen aber bald wieder vergessen worden zu sein. Sein Ur-Urneffe, Herr Gaston von Beauséjour in Montey-Besuche veranstaltete davon 1894 eine neue Auflage mit Anmerkungen und Beilagen. Davon ist nun 1898 in Lille zusammen mit den Erinnerungen des Domherrn Reignesfort eine neue illustrierte Ausgabe hergestellt worden, aus welcher vorstehender Bericht geschöpft ist.







1. Die Flucht.

Vor hundert Jahren war in Frankreich die Zeit der Schreckensherrschaft. Der fromme König Ludwig XVI. und seine Gemahlin Maria Antoinette waren auf dem Schaffot hingerichtet worden. Die Religion wurde verfolgt, die Kirchen wurden in Tempel der Vernunft umgewandelt, die Glocken zu Kanonen umgegossen, die Heiligung des Sonntags verboten, die Kirchengüter weggenommen. Die Nationalversammlung stellte eine sogenannte „Civilkonstitution“ des Klerus auf, welche aber von den Bischöfen und dem Papste verworfen wurde. Von allen 135 Bischöfen Frankreichs schworen nur 4 und von den 60,000 Priestern etwa 10,000 den verlangten Eid auf die Constitution. Die Uebrigen, die „nicht geschworenen Priester“ starben als Helden auf dem Schaffot oder wurden nach entlegenen ungesunden Inseln deportiert, wo sie dem Klima und Elend erlagen. Viele verbargen sich in Schlupfwinkeln oder Wäldern und Gebirgen oder wanderten aus.

Auch Abbé Lambert gedachte nach England zu gehen in der Hoffnung, daß die Verbannung nur wenige Monate dauern würde. Aber die Wege waren nicht sicher und so entschloß er sich, in seine Heimat zurückzukehren, wo seine arme Stiefmutter noch lebte. Er fand sie sehr gealtert, mit kranken Füßen, aber erfreut über seine Ankunft. Er ließ ihr sein väterliches Vermögen und suchte möglichst bald in die Schweiz zu fliehen, deren Grenze bloß 12 Stunden entfernt war. Der Tag seiner Abreise war festgesetzt; er begab sich auf das Rathaus um seinen Paß in Empfang zu nehmen und lief so gerade in die Hände seiner Feinde. Der Gemeindefreiber, welcher allein war, sagte ihm er solle morgen wieder kommen; das war der Tag, an welchem er abreisen wollte und traurig darüber, daß er nun einen Tag länger warten müsse, wollte er sich zurückziehen, als einer der Sicherheitswächter ihn einlud, ihm zu folgen. Er wurde vor das Revolutions-Comité geführt und von diesem nach einem langen Verhör einstimmig zum Kerker verurteilt, wohin er auch sofort von vier Wächtern geführt wurde.

Mitte März 1794 führte man die Gefangenen nach Besançon und Abbé Lambert faßte den Plan zu entfliehen, was bei der großen Zahl der Gefangenen und der Sorglosigkeit der Wächter nicht gar schwierig war. Es war Mitte Juni abends; hören wir ihn selbst erzählen: „Nachdem ich alles für meine Flucht bereit gemacht, meine Taschen wohl angefüllt, schlug es gerade 10 Uhr als ich

mich aus dem Fenster schwang und auf einem Seitengange zum Eingangshofe gelangte, wo eine große Zahl Gefangener frische Luft schöpfte. Hinter dem Stall und ganz nahe bei der Straße dehnte sich eine gewaltige Mistlache aus, zehn bis zwölf Fuß breit und doppelt so lang, gegen den Hof hin von einer niedern Mauer begrenzt, gegen die Straße hin durch eine hohe Mauer, in welcher sich ein Durchgang befand. Ich stützte das eine Ende eines Balkens auf die anderlezte Stufe einer Treppe, die bis auf den Grund der Lache führt, das andere ruht auf der innern Mauer. Ich mache das Kreuzzeichen und gleite auf die Treppe hinüber. Die wenigen Stufen sind bald erstiegen, ich öffne die Thüre, welche von innen durch einen einfachen Riegel verschlossen ist und bald bin ich auf der Straße."

Die Nacht über schlief er im Hause der beiden Fräulein Lacaze, mit denen er die Flucht verabredet hatte. Diese beiden wackern Mädchen waren ihm am andern Morgen behilflich den schwierigsten Teil der Flucht zu vollbringen. Es handelte sich darum, aus der besetzten Stadt zu kommen, welche in Belagerungszustand erklärt, und wo ein Wachtposten am andern war. Durch seine Flucht hatte Abbé Lambert seinen Kopf aufs Spiel gesetzt und im Falle er ergriffen wurde, war ihm der Tod gewiß. Hören wir ihn selbst erzählen.

"Fräulein Lacaze munterte mich auf. Sie werden zufrieden sein mit mir gab ich zur Antwort und griff mit meiner rechten Hand nach dem



Korbe, welchen sie trug. Ich hatte alles vermieden, was mir das Aussehen eines Reisenden geben konnte und nahm die Miene eines Bürgers an, welcher mit seiner Richte aufs Land geht. Wir gingen bei mehreren Wachtposten vorbei, ohne beachtet zu werden. Wir waren bereits nicht mehr in der Stadt, aber der schwierigste Schritt war noch zu thun, als wir beim Thore ankamen. Ich ließ mir keine Aufregung anmerken und plauderte einfach und gemüthlich. Mit der gutmüthigsten Miene wünschte ich dem Manne, der Schildwache stand, und nicht einmal so hoch war, wie seine Flinte, einen guten Morgen und draußen war ich, bevor er mir noch den guten Morgen zurückgegeben, draußen, außerhalb Besançon und außerhalb der Gefahr. Mein Herz war voll Freude und Dank.“

Es war hohe Zeit gewesen zu fliehen, denn einige Tage darauf kam von Paris eine Liste von 15 Opfern, die dorthin zum Tode geführt werden sollten; Lamberts Name stand als der vierte darauf.

Fünf Tage hielt er sich in einem Hause zu Chapelle-des-Buis verborgen, wo eine christliche Familie sich glücklich schätzte, ihn zu beherbergen. Am 22. Juni 1794 verließ er das gastliche Haus in Begleitung von zwei wackern Mädchen, welche um des Glaubens willen schon verschiedene Verfolgungen erduldet hatten.

Eines davon, Jeanne Claude, begleitete ihn bis in die Schweiz. Ein Glück war das Zusammentreffen mit drei Deserteuren, welche zum Militärdienst einberufen, diesem sich durch die Flucht

entziehen wollten. Mitten in der Nacht, über Stock und Stein, durch Wald und Feld, ohne gebahnten Weg, ging der Marsch stundenlang in tiefem Schweigen. So kam man an das Ufer des Doubs. Auch dieser wurde glücklich passiert. Jetzt aber kam das Schwierigste: es galt zwischen den aufgestellten Militärposten und den zahlreichen Streifkorps sich durchzuschleichen. Hören wir Abbé Lambert selbst: „Wir verdoppelten unsere Vorsicht und maschierten ohne das geringste Geräusch, wie im Zimmer eines Kranken, den man zu wecken fürchtet. Wir wagten weder zu räuspern noch zu spucken. Unsere Führer hielten Augen und Ohren aufs äußerste gespannt und standen beim geringsten Geräusch still. So durchschritten wir zuerst ein sehr schönes Gehölz, das wie mit Alleen durchzogen war. Aber bald waren die Wege ungangbar für Menschen unter gewöhnlichen Umständen. Ich bemerkte, daß wir der Grenzlinie nahe waren und sah, wie die Deserteure den Hahn ihrer Pistolen spannten und sich für den Fall eines Angriffs zur Verteidigung rüsteten. Da, aber erst da, kam die Aufregung über mich, doch nur für kurze Zeit. Ich stellte mein Schicksal der Vorsehung anheim und rief mit Inbrunst den hl. Petrus an, meinen Patron, dessen Festtag die Kirche an diesem Tage (29. Juni) feierte, daß doch kein Tropfen Blut vergossen würde, um meine Freiheit zu erlangen. Während ich so aus Herzensgrund betete, stiegen wir wie auf einer Leiter empor und beobachteten“ in allen unsern Bewegungen noch

größere Vorsicht als je; kaum wagten wir zu atmen. Endlich erreichten wir die Höhe; nur noch wenige Schritte und der französische Boden war hinter uns. Bald waren auch diese getan und in weniger als einer Minute waren wir auf dem Gebiete des St. Neuenburg. Unsere Deserteure schossen ihre Pistolen ab zum Zeichen des Sieges. Eine solche Großtuerei konnte andern den Durchpaß verschließen. Ich machte ihnen daher Vorwürfe, aber es war zu spät. Bald sahen wir zahlreiche Patrouillen dem Orte zuellen, den wir soeben verlassen hatten. Zum Glück hatten wir nichts mehr zu fürchten. Meine Freude war groß, endlich frei zu sein. Am Fuße eines Baumes kniete ich nieder, um Gott von Herzen zu danken."

2. Auf freiem Boden.

In einer Sennhütte fanden die Flüchtigen Aufnahme und brachten dort den übrigen Teil der Nacht zu. Am folgenden Morgen begann der mühsame Abstieg nach Fleurier im Val de Travers. „Hier fand ich drei französische Priester, unter ihnen einen Landsmann, welcher die Uhrmacherei erlernte, um sicher nach Frankreich zurückkehren zu können. Am andern Tag konnte ich zur Dankagung eine hl. Messe lesen . . . zwei Tage darauf, am 2. Juli, gerade 14 Tage nach meiner Entweichung aus Besançon, verreise ich zu Fuß nach Neuenburg, mein Gepäck in der Hand. Meine schwachen Finanzen erlaubten mir nicht den Luxus

eines Wagens. Die romantischen und mannigfaltigen Aussichtspunkte auf diesem Wege würden mir eine angenehme Zerstreuung gewesen sein, aber in meiner peinlichen Lage war ich dafür weniger empfänglich. Doch fühlte ich lebhaft das Glück, am hellen Tage reisen zu können und befreit von der Unruhe und den Befürchtungen, die in Frankreich meine Begleiter gewesen wären. Ich freute mich, die wonnigen Thäler und zahlreichen Bäche zu sehen, die einem Flusse, (der Arcuse) zufließen, den ich fast immer zu meiner Rechten hatte. Mit den Schweizerdörfern können die französischen sich nicht vergleichen. Die Holzhäuser verkünden schon von ferne durch ihre Größe und die hübschen Farben, mit denen sie bemalt sind, die Wohlhabenheit und den Reichtum ihrer Bewohner."

In Gressier, eine Stunde vor Neuenburg, ließ Abbé Lambert seine Begleiterin zurück. Er traf hier und in dem benachbarten Landeron eine größere Anzahl französischer Priester, die ihn kannten und gut aufnahmen. Ihre Zahl mochte 2—300 betragen und einige von ihnen verfertigten Bienenkörbe aus Stroh, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Nach zehn Tagen hatten Ruhe, gute Pflege und Bäder die Kräfte unseres Reisenden soweit hergestellt, daß er an die Weiterreise denken konnte. Er reiste nach Freiburg in Begleitung eines konstitutionellen Priesters, d. h. eines solchen, welcher den Eid auf die französische Civilkonstitution abgelegt hatte, welche von der Kirche verworfen war. Er bereute seinen Kehltritt und

ging nach Freiburg, um in die Hände der kirchlichen Obern die Abschwörung zu leisten. Schon fünf oder sechs Monate darauf starb er in der ehemaligen Karthause Val-Sainte im Kt. Freiburg bei den dortigen Trappisten. In Stäffisburg (Estavayer) traf Lambert einen bekannten Priester aus dem Jura, Mandrillon, und hielt sich 8—10 Tage bei ihm auf. Dieser arbeitete als Schneider, um niemand zur Last zu fallen. Hier traf die Nachricht von Robespierres ein, der am 28. Juli 1794 hingerichtet worden war, und erfüllte die Emigrierten theils mit Schauer über sein schreckliches Ende, theils mit Hoffnung auf baldige Heimkehr.

3. In Freiburg.

Auf die Regierung von Freiburg ist Abbé Lambert nicht gut zu sprechen. Er wurde am Thor von einem Soldaten in Empfang genommen, auf die Wache begleitet und hier erhielt er vom Kommandanten die gnädige Bewilligung eines vierundzwanzigstündigen Aufenthaltes. Nur mit Mühe und gestützt auf ein ärztliches Zeugnis konnte er einen auf vierzehn Tage verlängerten Aufenthalt erlangen. Hier befand sich die Fürstin von Conti, gebürtige Marie von Este, verheiratete Bourbon-Conti, Schwägerin des Herzogs von Penthièvre, dessen Beichtvater Lambert gewesen war. Er hatte gehofft, die gleiche Stelle bei der Fürstin zu erlangen; sie befand sich aber selbst in so beschränkten Verhältnissen, daß Abbé Lambert seinen

Wanderstab weiter zu setzen beschloß. Hören wir aber, wie er über freiburgische Zustände berichtet!

„In Freiburg befanden sich sechs französische Bischöfe und eine große Zahl Emigranten, viele davon in sehr bedrängten Umständen. So hörte man von einem Priester, der nur jeden andern Tag sich etwas Nahrung verschaffen konnte und dann an Tagen, wo er nichts zu essen hatte, im Bett blieb. Doch dauerte das nur so lange, bis jemand es merkte. Im allgemeinen zeigte das Volk den Verbannten große Theilnahme. Die Reichen, darunter mehrere Ratsherren, nahmen die Geistlichen in ihr Haus auf und gaben ihnen Kost und Logis. Einige taten das ganz umsonst, bei andern übernahm der Priester dafür den Unterricht und die Erziehung der Kinder. Solche die nicht so reich waren, taten so viel sie vermochten; der gab ein Mittagessen, ein anderer ein Nachtessen; der eine stellte ein Zimmer zur Verfügung, der andere das Bett und die Möbel. Leute von mittelmäßigem Vermögen schossen Geld vor, ohne an Rückzahlung zu denken. Auch die Aermsten taten gerne etwas umsonst. Eine arme Näherin, welche die Kleider unseres Abbé geflickt hatte, weigerte sich entschieden, dafür Lohn anzunehmen. Die Landbewohner zeigten sich noch edelmütiger und freigebiger. Sie waren von Anfang an herbeigeeilt nach Freiburg und in die der Grenze benachbarten Städte. Jeder nahm einen Priester mit sich heim; ihm wurde das beste Zimmer und der erste Platz am Tische eingeräumt. Reiche über-

nahmen wohl auch mehr als einen. In den Flecken und Dörfern entstand ein heil. Wettstreit, besonders unter den Frauen, da jede ihren Priester am besten nähren wollte. Wenn ein solcher dann gedieh und fett wurde, welche Freude für die Frau, die deswegen von den übrigen beneidet ward. „Die Nahrung der Schweizer ist nicht gerade kräftig“, schreibt Lambert. „Grobes Brot, eingesalzenes Fleisch, nur Wasser, außer an den höchsten Festtagen, wenig oder keine Eier, aber treffliche Milchspeisen, das ist alles, was auf dem gastlichen Tische erschien, aber das beste Stück war immer für den Priester. Er mochte wollen oder nicht, er mußte es annehmen, wollte er nicht die ganze Familie beleidigen. Wenn frisches Fleisch zu bekommen war — gewöhnlich war es nur ein kleines Stück — so war dies für den Priester allein. Niemals ging man auf den Markt oder in ein benachbartes Dorf, ohne daß man etwas heimbrachte, das ihm Freude bereiten sollte. Die Männer hätten sie gerne mit sich auf den Markt genommen, um dann mit ihnen auf gut schweizerische Weise ins Wirtshaus einzukehren, aber diese guten Priester wollten lieber zu Hause Wasser trinken als Wein in der Schenke.“

Freilich waren die Franzosen zu Hause an größern Luxus gewöhnt gewesen, aber der Edelmuth und die Gutherzigkeit der biederen Schweizer waren ein Ersatz für manche Entbehrungen. Jüngere Leute waren bald an die neue Lebensweise gewöhnt, ältere nur mit Mühe, so daß ihre Ge-

sundheit darunter litt. Bald aber erstarkten sie und ein Greis, der früher krank gewesen war und weder Kalbfleisch, noch Gefälzencs, noch Milchspeisen ertragen konnte, befand sich nach drei Jahren bei dieser neuen und außerordentlichen Kost sehr wohl.

Und nicht nur für kurze Zeit nahmen diese biedern Schweizer den Unterhalt der Priester auf sich. Es gab solche, die selbst über den Tod hinaus noch für sie sorgten und ihnen eine Pension vermachten. Beinahe alle übernahmen die Priester auf so lange, als ihre Verbannung dauern würde. Viele behielten sie bis zum Eindringen der Franzosen, ja selbst dann noch, obschon sie selbst dadurch sich in Gefahr brachten.

Die Regierung indes befürchtete, daß durch die große Anzahl Fremder Nahrungsmangel eintreten könnte und verordnete, daß alle Franzosen, welche nicht nachweisen konnten, daß sie hinreichend mit Geldmitteln versehen seien, den Kanton zu verlassen hätten. Da erschienen alle diese guten Landbewohner mit ihren Priestern vor dem Regierungsstatthalter und erklärten, sie wie bisher in ihrem Hause behalten und ernähren zu wollen. Ein Bauer, welchem der Statthalter dies nicht zugestehen wollte, wandte sich an den Landammann, den höchsten Beamten des Kantons, und beklagte sich über den Statthalter, weil dieser ihm gebieten wolle, seinen großen Hund wegzuschaffen, weil er viel fresse, und wenn jeder es so machen wollte, das Brot zu teuer würde. Der Landammann ver-

mutete hinter dem einfachen Bauer keine List, sondern, wenn gleich er den Statthalter entschuldigte, gab er doch zu, daß der Kläger in seinem Rechte sei. Er versprach, ihm seinen Hund zu lassen, wenn er auch noch so groß sei und noch so viel fresse. „Das wollte ich eben von Euer Excellenz wissen,“ sagte der Bauer. „Den Hund darf ich behalten, selbst wenn er zu viel frißt, aber ich sollte einen unglücklichen, ehrenwerten französischen Priester nicht behalten dürfen, der doch mein und meiner Familie bester Freund ist?“ Der Landammann war gerührt von solcher Gesinnung und übertrug die gegebene Bewilligung vom Hund auf den Priester. Der Bauer dankte dem Landammann, als ob er ihm die größte Wohlthat erwiesen hätte und kehrte wie im Triumph heim.

Trotz solcher Mildthätigkeit waren dennoch viele Priester wegen der allzu großen Zahl im Elende. Aber die Borsehung wachte über sie wie über die andern und sandte ihnen Hilfe in der Person des Abbé Montrichard, Domherrn von Lüttich. Er war fast ebenso arm wie die andern und von Mitleid ergriffen beim Anblick ihres harten Loses, faßte er den Plan, für eine gemeinsame Mahlzeit aller Priester zu sorgen. Die Bischöfe in Freiburg billigten seinen Plan und versprachen Beiträge aus den ihnen zur Verfügung gestellten Unterstützungsgeldern und selbst aus ihrer eigenen Börse. Sie erlangten auch die staatliche Einwilligung und oben drein ein geräumiges und bequemes Lokal. Es waren die Maltheserritter, welche ein solches in

der Comthurei zur Verfügung stellten. Die Priester selbst besorgten den Küchendienst; Abbé Montrichard behielt sich selbst das Amt des Aufwärters vor und wollte nicht einmal gestatten, daß jeder der Tischgenossen der Reihe nach ihm dabei behilflich sei, wie das in den Seminarien Brauch war. Als alles geziemend eingerichtet war, versammelten sich auf das gegebene Zeichen mehr als vierzig Priester an dem für sie bereiteten Tische; weniger waren niemals, aber oft sechzig und sehr oft mehr als achtzig. Das Mittagessen bestand aus einer Suppe, gekochtem Fleisch, wozu an Festtagen noch ein Zugemüse kam, Brot zur Genüge, wenn man es hatte und Wasser. Das Nachteffen bestand in einer Suppe nebst Brot; selten kam noch etwas dazu. An Festtagen wurde das Fleisch durch ein Gemüse ersetzt. „Ich glaube nicht, daß ein einziges mal Eier aufgetragen wurden, die in Freiburg selten sind, auch nie Fische.“ Diese einfache Nahrung war für einen französischen Magen angemessener als die der schweizerischen Landleute und einige Priester, die von ihnen auf die Dörfer genommen worden waren, sahen sich gesundheitshalber genötigt, ihr den Vorzug zu geben. Wenn es, infolge der leichten Kasse, hie und da an Brot fehlte, so ersetzte man es durch Kartoffeln und Reis.

Dieser Priester, welche das Kostgeld bezahlen konnten, hatten einen besondern Tisch, wo ihnen aber nur ein Gemüse mehr oder ein Voressen gereicht wurde. Abbé Montrichard sammelte überall, zuerst in der Stadt, dann im Kanton,

dann in der ganzen Schweiz, bei Protestanten und Katholiken, dann in ganz Deutschland, in ganz Europa bis nach Konstantinopel. Die Schweiz kam für den Anfang auf und die Abteien und reichen Klöster schlossen mit Montrichard eine Art Uebereinkunft, indem sie für jeden Monat eine bestimmte Summe versprachen. Weltgeistliche und Laien unterschrieben ebenfalls eine bestimmte Summe.

Unter den Protestanten zeichnete sich die Regierung von Bern aus, indem sie auf das erste Ansuchen eine beträchtliche Summe sandte. Protestantische Pastoren in bedeutender Anzahl wollten sich die Ehre nicht nehmen lassen, diesen leidenden Gliedern der französischen Kirche zu Hilfe zu kommen und unter den einfachen Gläubigen, mochten sie Calvinisten oder Zwinglianer sein, zeigten sich Wohlthäter. Keine Gabe aber machte Abbé Montrichard so viele Freude, wie diejenige, welche ihm 1795 aus England zuing, obschon es nur 1800 Livres waren. Sie kamen von französischen Priestern, welche 300—400 an der Zahl in Winchester sich niedergelassen hatten. Die würdigen Glaubensbekenner, welche durch die Großmuth des Königs Georg sich im Ueberfluß befanden, hatten von ihrem Einkommen etwas erspart, um damit ihre darbenden Mitbrüder in Freiburg zu unterstützen.

Abbé Montrichard begnügte sich nicht, die armen Priester mit Nahrung zu versehen, er sorgte auch für Kleidung, Heizung und Breviere: er

sah persönlich nach den Kranken oder brachte sie im Spital unter. Er war der Schatzmeister und Verwalter für Gaben und Geschenke aller Art. Diejenigen, welche nach Frankreich, oder nach irgend einem andern Lande verreisen wollten, statete er mit dem Nötigen aus. „Niemals“, sagt Abbé Lambert, „bin ich ihm auf meinen Reisen vor Augen gekommen, ohne daß er mich gefragt hätte, wie es mit meinen Finanzen stehe und daß er mir Geld angeboten hätte. Und ich weiß, daß er es ebenso gemacht hat mit Priestern, die ihm nicht bekannt waren, von denen er aber vermuten konnte, daß sie in Not seien.“

Die Gerechtigkeit ist man den Emigranten schuldig, daß sie so wenig als möglich der öffentlichen Wohthätigkeit zur Last fielen, denn der Abbé Montrichard war in Freiburg nur der weise Spender seiner Gaben und gewissermaßen der Verwalter Europas. Niemals mußte er unbegründete oder unzarte Ansprüche zurückweisen. Solche, die nicht die reichsten gewesen, wie andere, die es weniger waren, nahmen nicht mehr an, als was für ihr Fortkommen durchaus nötig war. Die Töchter und Frauen der Emigranten gewannen ihren Unterhalt durch ihre Handarbeit, die einen durch Stricken, die andern mit Nähen; andere verschmähten das Waschen und selbst gemeine Flickarbeit nicht. Sie waren stolz darauf, daß sie mit ihren Händen sich selbst erhalten konnten.

Allmählich fingen auch die Männer an, Geschmaç für solche Beschäftigung zu gewinnen. Viele

auch Priester begaben sich in die Lehre. Andere sah man nähen, stricken, oder sie arbeiteten als Hutmacher, Buchdrucker. „Ich habe,“ sagt Abbé Lambert, „Strümpfe getragen, die von einem Priester kunstgerecht gestrickt waren und Schuhe, die ebenfalls von einem Priester gemacht waren. Dieser verdient noch eine besondere Erwähnung, weil er reich war und aus seinem väterlichen Vermögen 4—5000 Fr. jährlichen Zins bezog, welche ihm sein Bruder ganz regelmäßig durch Wechselbriefe über Lyon zusandte. So hätte er nicht nötig gehabt, zu arbeiten; er tat es aber dennoch, um dem unendlichen Elend ringsum abzuhelpen und aus Demut hatte er zum Schuhmacherhandwerk gegriffen. Von einem andern Priester hörte ich, daß er von der Natur viel Talent für künstliche Blumen besaß und daß es ihm damit in der Schweiz und in Deutschland leicht gewesen wäre, ein Vermögen zu machen. Alle ehrbaren Beschäftigungen, mochten sie auch wenig geachtet sein, waren unsern Priestern genehm, wenn sie sich damit Brot erwerben konnten.“

Solcher Fleiß ersparte dem Abbé Montrichard manche Ausgaben, aber es fehlte viel, daß alle Arbeit fanden, die sie wünschten und genug verdienten, um nicht ihm zur Last zu fallen, so daß es ihm nie an Gelegenheit fehlte, den Unglücklichen zu helfen.

Der glückliche Gedanke, einen gemeinsamen Tisch für die Geistlichen einzurichten, fand auch

anderwärts Anklang, so in Solothurn, in Konstanz, wovon noch die Rede sein wird, und in Kreuznach am Rhein.

In Bezug auf das Betragen der verbannten Priester fügt Abbé Lambert noch eine Bemerkung bei, die sich namentlich auf Freiburg bezieht. „Wenn man ihnen,“ sagt er, „einen Vorwurf machen könnte, „so ist es die Sucht nach Neuigkeiten. Man ging zu den einen und den andern, um Neuigkeiten zu erfahren oder mitzuteilen. Kein Wunder! Frankreich war ja die gemeinsame, vielgeliebte Mutter aller; sie war schwer krank und ihre Kinder hätten gerne jeden Augenblick Auskunft über ihr Befinden gehabt. Wenn eine Nachricht durch die öffentlichen Blätter oder wie immer eintraf, so beschäftigten sich alle damit. Ihr Vaterland, das sie von sich gestossen, liebten sie deswegen nicht weniger heiß. Sie wünschten nur sein Glück und das Glück ihrer Lieben, die sie daselbst zurückgelassen, noch mehr als das eigene und wenn ich unter den Priestern solche traf, welche zu Uebertreibungen neigten, so waren solche doch in äußerst kleiner Zahl. Ein Ordensmann von Einsiedeln erteilte eines Tages dieser Sucht nach Neuigkeiten bei den französischen Priestern einen ebenso scharfen als wohlbegründeten Verweis. Mehrere solcher waren in der Sakristei und teilten sich gegenseitig ihre Neuigkeiten mit. „Meine Herren,“ sagte der Benediktiner, „es ist hier nicht der Ort für eine solche Unterhaltung und ich gestehe, daß ich davon gar nicht erbaut bin. Kriessnachrichten,

das sind Nachrichten über Gewaltthaten, Zerstörung, Brand, Mord und Blutvergießen, und solche scheinen mir nicht am Plage zu sein im Munde von Dienern des Gottes des Friedens. Ueberlassen Sie den Generälen die Sorge, die Heere in Schlachtordnung aufzustellen und den Großmächten, Ihre Landsleute durch Gewalt zur Wahrheit und zur Vernunft zu bringen! Sie als Priester dürfen davon nur sprechen, um sie zu beklagen um ihrer traurigen Verblendung willen und um die schrecklichen Uebel ihrer Lage zu beweinen. Ihre Pflicht ist, stillschweigend zu dulden und ohne Aufhören Ihre Gebete und selbst Ihr Elend zum Opfer zu bringen zur Sühne für die Sünden, welche in Ihrem Vaterlande begangen werden und um vom Himmel die Begnadigung des schrecklichen Strafgerichtes zu erblehen, das die Christenheit heimsucht.“ Der Tadel war scharf und mußte tiefe Spuren zurücklassen. Aber ich muß sagen, daß, so sehr die Sucht nach Neuigkeiten unter den verbannten Priestern allgemein war, doch nur wenige darin zu weit gingen. Uebrigens, wenn unter den 5 bis 6000 Priestern, die sich auf die ganze Schweiz verteilten, einzelne tadelswert waren, so berührt das die Menge der übrigen nicht. Vielmehr sind die französischen Priester durch die Reinheit ihrer Sitten der ganzen Schweiz zur Erbauung gewesen, ja für ganz Europa, und obgleich die Revolutionäre, um sie zu entehren und zu schädigen, ihnen Steine in den Weg legten, bleibt ihnen der Ruhm, daß sie nicht strauchelten, sondern sich stets

auf der Höhe ihres Ansehens behaupteten, daß sie durch den mutigen Widerstand gegen eine falsche Philosophie sich erworben. Gewiß lag es in den Absichten einer weisen Vorsehung, daß 50 — 60,000 Priester dem protestantischen Europa das Schauspiel einer so strengen und erhabenen Tugend boten. Ihm der allein stark und mächtig ist, Gott allein sei dafür die Ehre; an uns aber ist es, zu danken dafür, daß er eine so große Schwäche wunderbar in Kraft umgewandelt hat und unsere Demut soll nicht weniger groß sein als es die Gnade war. Möchte unser heißer und aufrichtiger Wunsch in Erfüllung gehen, daß unsere verirren Brüder zurückkommen möchten von dem Irrtum, der sie von uns trennt, wie sie zurückgekommen sind von dem Vorurteil, als ob die Enthaltbarkeit und Keuschheit in der katholischen Kirche nur bloße Namen ohne Inhalt wären.“

Abbé Lambert fährt dann fort: „Ueberall, wo ich gereist bin, in der Schweiz, in Deutschland, in Spanien und anderwärts, habe ich die verbannten Priester als die nämlichen getroffen. Ueberall waren sie der Gegenstand der öffentlichen Verehrung wegen der würdigen Haltung mit der sie alle Entbehrungen der Verbannung und der Armut ertrugen. Ueberall habe ich auch solche gefunden, welche das ehrenwerte Kleid der Armut trugen, und es war für mich eine Beschämung, in Freiburg eine gute, sehr reine Kleidung zu haben, umgeben von Mitbrüdern, deren Gewand bloß zur Bedeckung hinreichte. Das Gleiche war in

Konstanz der Fall, wo der Erzbischof von Paris mein in Lumpen zerfallenes Kleid durch ein neues aus schönem, englischen Tuche ersetzte. Ich habe sehr wenige Priester im Talar gesehen; fast alle waren in alten, kurzen Kleidern oder in den weltlichen Kleidern, die sie notgedrungen in Frankreich hatten anschaffen müssen. Diese hatten alle möglichen Stoffe, Formen und Farben und waren den fremden Geistlichen zum Anstoß, welche den Grund davon nicht kannten. Nur sehr wenige Kleider gab es, die nicht abgetragen waren.“

Die weltlichen Emigranten stellten sich in ihrer äußeren Erscheinung etwas besser als die Geistlichen, waren aber weit entfernt von Pracht und Luxus, was besonders bei den Damen auffiel. Die Fürstin von Conti ging hier mit gutem Beispiel voran und sagte mit einem gewissen Stolz zu unserem Abbé, daß ihr Werktagskleid samt und sonders nur achtzehn Franken gekostet habe. Uebrigens fühlten sich diese Emigranten in der Fremde in allem Elend und Entbehrungen glücklicher, als diejenigen, welche in Frankreich zurück geblieben waren, aber, selbst als die eigentliche Schreckensherrschaft vorüber war, beständig in Angst und Furcht lebten. Die Emigranten hinwieder lebten in der Hoffnung, bald wieder in die Heimat zurückkehren zu können. Wie hätten sie als Franzosen auch anderes denken können? Il n'y a que France, Nichts geht über Frankreich! war ihnen zum Sprichwort geworden.

4. In Solothurn.

Die Zeit war abgelaufen, die Abbé Lambert zum Aufenthalt in Freiburg eingeräumt war. Er hatte hier weiters nichts zu thun und vereiste nach Solothurn. Hier fand er seine Landsleute, wie sie in Freiburg gewesen waren, aber sie waren viel glücklicher. Sie hatten ein Volk gefunden, das mit dem französischen befreundet war. Als langjähriger Sitz des französischen Gesandten war Solothurn beinahe zur französischen Stadt geworden und die Bewohner vereinigten mit schweizerischer Einfachheit französische Artigkeit und Großmuth. Sie galten überhaupt im vorigen Jahrhundert als die gesittetsten der Schweiz und als die zuvorkommendsten gegen Reisende.

Eine Dame der Stadt, ihr Name wird leider nicht genannt,*) hatte hier die Rolle des Herrn Montrichard in Freiburg übernommen, das heißt sie trug Sorge für den gemeinschaftlichen Tisch

*) Durch freundliche Mittheilung v. Herrn W. Rust von Solothurn sind wir im Falle Lambert's Angaben zu ergänzen. Die edle Dame, schreibt er, war die Landvöggin Louise v. Sury-Büchy geb. Tschudi von Glarus, geb. in Glarus 1756, vermählt in Einsiedeln mit Joseph Wilhelm v. Sury-Büchy 1788. Zwei ihrer Söhne erhielten für die Verdienste der Mutter vom König von Frankreich den Grafentitel. Sie hatte während beinahe fünf Jahren 6852 Louisdor für die französischen Emigranten ausgegeben. Vgl. d. St. Urjentalender von 1896. Durch edle werththätige Nächstenliebe zeichneten sich neben ihr eine Frau von Bigier, geb. Sibelin aus und ihre Freundin Baronin von Besenval.

der französischen Priester. Sie hatte zuerst die Kosten selbst bestritten und als ihre Ersparnisse aufgezehrt waren, kamen der Staat und die Privaten ihr zu Hilfe, so daß sie nicht nötig hatte, in den andern Kantonen zu sammeln. Dem Kanton Solothurn kommt daher der Ruhm zu, daß er diese Anstalt aus eigenen Mitteln bestritt.

Der Tisch war ebenso bescheiden, wie in Freiburg. Daneben machten alle, deren Verhältnisse es gestatteten, sich eine Ehre und Vergnügen daraus, die Emigranten abwechselnd zu Tisch einzuladen. In allen wohlhabendern Häusern und selbst beim Volke sah man einen Franzosen am Tische. Ebenso wohlthätig war man in Bezug auf Wohnung und Kleidung. Ueberall in der Stadt herrschte ein edelmütiger Wettseifer, den Unglücklichen zu Hilfe zu kommen und ihnen alle Arten von Diensten zu erweisen. Auf dem Lande wetteiferte man mit der Stadt in Gesinnung und That.

Der Staat, dessen Anhänglichkeit an die ehemalige französische Regierung wohl bekannt war, war deswegen bei den Revolutionären nicht wohl angeschrieben, welche in Solothurn eine große Anzahl Spione besoldeten. Bei der Regierung gingen fortwährend Klagen ein und wäre sie nicht ebenso klug wie großherzig gewesen, so hätten die Emigranten fortziehen müssen. Die regierungsräthlichen Erlasse lauteten zwar strenge, aber in der Ausführung wurde artig und milde vorgegangen. „Bei meiner Ankunft in Solothurn,“ sagt unser Be-

richterstatter, „wurde ich von niemanden behelligt. Ich ging in der Stadt aus und ein, ohne daß die Wache sich darum bekümmerte. Und doch war das Polizeireglement in Solothurn ebenso streng wie in Freiburg. In Solothurn aber standen die Verordnungen nur auf dem Papier. So war dieser Kanton, einer der schwächsten und der französischen Republik verhaßtesten, durch die weise Politik seiner Regierung der sicherste und ruhigste Zufluchtsort in der Schweiz geworden.“

Abbé Lambert rechnete die 14 Tage, die er in Solothurn zubrachte, zu den angenehmsten, die er außerhalb Frankreich zubrachte. Er kehrte nach Freiburg zurück und nahm den Weg über Murten, wo das Beinhaus noch stand, das seine Landsleute vier Jahre später zerstörten. Er findet es von schlechtem Geschmacke. In Freiburg fand er einen Brief vom Erzbischof von Paris, welcher ihn nach Konstanz einlud. Vorher ernannte ihn die Fürstin von Conti noch förmlich zu ihrem Almosenier, was nur die Bedeutung hatte, daß er mit diesem Titel ein größeres Ansehen besaß und leichter Zugang fand bei der höhern Gesellschaft. Ein neues Dekret der Regierung von Freiburg lautete dahin, daß alle Franzosen, die innerhalb einer gewissen Zeit in Freiburg angekommen wären, binnen Monatsfrist den Kanton zu verlassen hätten. Abbé Lambert machte einen Abschiedsbesuch bei der Prinzessin Adelaide von Orleans, der 17jährigen Schwester Ludwigs Philipps, die vor kurzem von Bremgarten in Freiburg eingetroffen war, wo sie im Kloster

der Ursulinen unter sehr strenger Aufsicht lebte. Er ließ sich auch ein Zeugnis über gute Aufführung in Freiburg ausstellen, welches von den sechs daselbst sich aufhaltenden französischen Bischöfen unterzeichnet war. Nachdem er auf der Hauptwache seinen Paß in Empfang genommen, wurde er von einem Soldaten bis vor das Bernerthor begleitet.

5. Von Freiburg nach Konstanz.

Hören wir ihn selbst seine Reise erzählen!

„Ich mußte über Luzern, um von dem österreichischen Gesandtschafts-Vertreter einen Paß nach Deutschland zu bekommen. Meine Reise machte ich zu Fuß, indem ich morgens früh mich auf den Weg machte, um vor dem Frühstück drei bis vier Stunden zurückzulegen; nachher noch einmal drei bis vier Stunden, worauf ich von neuem Halt machte und meinen Inbiß einnahm. Endlich ein letzter Marsch von zwei oder drei Stunden bis zum Nachtlager, in welchem ich vor der Nacht einzutreffen suchte. So hatte ich acht bis zehn Stunden zurückgelegt bis zum Nachtessen.

Einen erheiternden Beweis von der Einfachheit der Sitten und des Charakters erhielt ich während meiner Reise. Einem guten Bauern, der mich unter meinem Regenschirm vor einem strömenden Regen geschützt sah, leuchtete der Nutzen dieses Möbels ein und er machte mir den Vorschlag, es mir abzukaufen.

Das Entlebuch kam mir bezaubernd vor; der Landstrich, auf welchem ich es zuerst betrat, besteht fast nur aus Weideland. Weiterhin fand ich Getreidefelder und ich glaube selbst Weinberge. Hier begegnete ich zum erstenmal den ehrwürdigen Greisen mit langen weißen Bärten, wie man sie in den meisten kleinen Kantonen sieht. Die Frauen dieses Thales sind groß und stark wie die Männer. Sie helfen bei der schweren Landarbeit mit. Dank einem direkten Weg über die Berge gelangte ich am dritten Tag frühzeitig nach Luzern und hielt mich hier drei Tage auf. Die Stadt ist im allgemeinen gut gebaut, aber ihre wilde Lage hat etwas, was die Einbildung erschreckt.

Die Regierung dieses katholischen Kantons war wegen Mangel an Hilfsmitteln nicht in der Lage, viele Emigranten aufzunehmen. Aber diejenigen, welche Erlaubnis zum Aufenhalt bekommen hatten, wurden ganz gut behandelt und erfuhren nicht einmal die Beunruhigungen, welche in den übrigen Theilen der Schweiz vorkamen. Gerade als ich ankam, hatte der Rat auf die edelste und ausgezeichnete Weise einige Mitglieder der Familie Fenelon empfangen.

Der spanische Gesandte verlangte mich zu sehen; er wollte aus Neugier Bericht über die Angelegenheiten Frankreichs. Besser gefiel mir der österreichische Gesandtschafts-Vertreter, der mir in gnädiger Weise einen Paß ausstellte, mit dem ich nach Belieben in ganz Deutschland reisen konnte.

Als ich im Chor der Franziskanerkirche nach

der Messe meine Gebete verrichtete, kam ein biederer Schweizer und legte ein Stück von 30 Sous (15 Bagen) in meinen Hut und bat mich eine hl. Messe für ihn zu lesen. Mit Dankbarkeit erwähne ich diesen Zug als Beweis, wie gut man die Priester in dieser Stadt behandelte und unterstützte. Ich hatte zu wenig Zeit um die Merkwürdigkeiten Luzerns in Augenschein zu nehmen. Sehr zufrieden mit den Einwohnern, und besonders meinen Wirten, verließ ich Luzern am Sonntag den 18. September.“

Am anderen Tage kam unser Reisende dem Ufer der Reuß entlang um zehn Uhr nach Bremgarten. Hier hielt sich Herr Anna Peter Marquis von Montesquiou-Fezensac, General-Lieutenant und Mitglied der Akademie, vormals Erzieher der königlichen Prinzen von Frankreich, auf. Seit mehr denn einem Jahre hatte auch Frau Gräfin von Genlis, die Erzieherin der Kinder des Herzogs von Orleans, die aus Frankreich verbannt waren, mit ihren Zöglingen dort ihren Aufenthalt genommen in dem ehemaligen St. Klarakloster, heute das Armenhaus, das damals als eigentliches Kloster nicht mehr bestand. Es hatte sich infolge von Armut selbst aufgelöst, einige Nonnen aber lebten noch darin. Der Herzog von Orleans, der spätere König Ludwig Philipp, machte unterdessen eine Fußreise durch die Schweiz und lehrte eine Zeitlang Mathematik an der Schule zu Reichenau in Graubünden. Er kehrte dann wieder nach Bremgarten zurück, seine Schwester aber, die Prinzessin

Abelaide, reiste am 11. Mai 1794 in Begleitung der Gräfin Pont-Saint-Maurice zu ihrer Tante, der Fürstin Conti nach Freiburg, wo sie bei den Ursulinen lebte, wie oben bereits erwähnt ward. So standen die Dinge in dem Zeitpunkt, wo unser Flüchtling in Bremgarten eintraf. Vernehmen wir seinen Bericht.

„Als ich nach dem Hause fragte, wo Herr von Montesquiou wohnte, hörte ich zur Messe läuten und folgte dem Klange der Glocken. Kaum war ich niedergekniet, so sah ich den Herzog von Orleans selbst eintreten, an seinem Arme eine Dame, die ich für die Gräfin Genlis hielt. Der Prinz hatte mich nicht bemerkt und nahm in der Bank vor mir Platz. Er gab durch seine Andacht und Sammlung ein gutes Beispiel, wie ich es in Anet in Gegenwart seines Großvaters beobachtet hatte. Es war sehr rührend für mich, zu sehen, wie wahr seine Mutter, die Herzogin von Orleans, zu mir in Bizy gesprochen hatte, daß die Frömmigkeit, die ich an ihrem Sohne so erbaulich finde, weder eine Schaustellung noch Liebedienerei sei. Wenn auch Frau von Genlis vielen Grund zu Klagen gebe, so müsse man doch anerkennen, daß sie nicht allein für sich selbst fromm sei, sondern etwas davon auch ihren Zöglingen beizubringen wisse.

Ich hatte viele Mühe, mich während der Messe der Zerstreuungen zu erwehren, hütete mich aber wohl, durch irgend etwas die Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. Der Prinz ging mit der

Dame und einem Adjutanten hinaus. Ich folgte ihnen mit den Augen bis zu dem Hause, wo er eintrat und bald darauf verlangte ich Einlaß. Eine sehr elegante Dienerin kam mir zu öffnen. Ich übergab ihr einen Brief an Hrn. von Montesquiou und darin einen andern an den Herzog von Orleans, worin ich ihn um eine Audienz bat. Beide Briefe hatte ich in Luzern geschrieben.

Ich blieb nicht lange im Vorzimmer. Man holte mich; zu meinem Erstaunen aber sah ich mich Herrn Montesquiou allein gegenüber. Nach den ersten Komplimenten sagte mir der General, ich sei getäuscht worden, wenn ich gehört, der Herzog von Orleans sei in Bremgarten. Seit vierzehn Tagen habe er sich nach Graubünden zurückgezogen. Und doch hatte ich ihn noch vor ein paar Minuten mit meinen eigenen Augen gesehen. Ich hätte dem General eine empfindliche Niederlage bereiten können, da ich aber ohne Auftrag der Herzogin von Orleans war, so begnügte ich mich zu bemerken, daß gar keine persönlichen Rücksichten mich nach Bremgarten geführt hätten; mein einziger Zweck bei dem großen Umwege sei gewesen, dem Prinzen meine Verehrung zu bezeugen und ihm die interessanten Nachrichten mitzuteilen, die ich allein ihm geben könnte; es sei äußerst bemühend, daß mein Eifer und meine Ergebenheit so grausam getäuscht würden. Ich war von einer solchen Aufnahme im Augenblicke wo ich einen Beweis meiner Anhänglichkeit hatte geben wollen, zurückgestoßen; die Einladung, dem Prinzen brieflich

mitzuteilen, was ich Herrn von Montesquiou nicht sagen wollte, wies ich zurück, verließ das Haus und bald darauf Bremgarten.

Ich schlug einen Nebenweg ein, welcher mich in drei Stunden nach Zürich führte. Das Verdrießliche des Abenteuers, das unangenehmste, das mir in der Fremde zugestossen, undüfterte für mich den lachenden und reizenden Horizont dieser Stadt. Am gleichen Tage ging ich bis nach Rüfnacht (am Zürichsee) und am folgenden Tage gegen 10 Uhr kam ich nach Rapperswil um Ende des Zürichsees, dessen Ufer ich bis hierher gefolgt war.“ Hier traf Lambert seinen Freund Rojat, der ihn eine Strecke auf der Straße nach Einsiedeln begleitete. Die Beschreibung der hölzernen Brücke, an deren Stelle heute ein Eisenbahndamm über den See führt, läßt durchblicken, daß es unserm Reisenden darauf angst und bange wurde. Es braucht 25 bis 30 Minuten um über die Brücke zu kommen, welche nur sieben bis acht Fuß Breite aber kein Geländer hat. Sie wird von großen unbehauenen Baumstämmen getragen, welche als Pfähle dienen und zwei Reihen Balken tragen, auf welche Bretter von drei bis vier Zoll Dicke und 7—9 Fuß Länge gelegt sind, welche den Boden der Brücke bilden. Sie sind nicht befestigt, weil sonst ein heftiger Wind die ganze Brücke fortreißen könnte; so nimmt er nur einzelne Bretter, welche wenn der Wind sie in den See geworfen, wieder aufgefischt und an die alte Stelle gelegt werden. Der Wanderer sieht somit den Abgrund zu beiden Seiten und zudem

noch hie und da zu seinen Füßen in den Zwischenräumen der Bretter. „Man hält sich daher in der Mitte der Brücke und gibt wohl acht nicht zu nahe an den Rand zu treten, wenn man einem Begegnenden ausweichen muß. Zu meinem großen Erstaunen bin ich ein Mal einem Pferde begegnet; ich flüchtete mich auf einen Pfahl, bis das Tier und sein unkluger Begleiter vorbei waren. Man zahlt einen sehr geringen Zoll, welcher indessen mehr als hinreichend ist zum Unterhalte. Dies ist die Straße, die am häufigsten begangen wird um von Deutschland nach Einsiedeln zu reisen.

Ich war froh wieder auf festem Boden zu sein, weil man auf der Brücke die Augen nicht ungestraft umherschweifen lassen darf.“

Nach vier Stunden hatte unser Reisender Einsiedeln erreicht. Zuerst traf er in gleichmäßiger Entfernung von einander kleine Kapellen, in welchen der Leidensweg dargestellt war. Sein erster Besuch galt der Kirche. Die Marmorkapelle, wo das wunderthätige Muttergottesbild steht, ist etwa 25 Fuß lang und 15 bis 20 Fuß breit. Sie ist beständig durch den Zudrang der Pilger überfüllt, die besonders des Morgens herbeiströmen. Es sind darin fortwährend hl. Messen von morgens früh bis zum Mittag. Aber da die Kapelle nur den Priester, den Messdiener und wenige Personen fassen kann, müssen die Kommunikanten einer nach dem andern der Reihe nach hindurch ziehen.

„Französische Priester führten mich in ihre bescheidene Herberge; da aß ich zu Nacht, schlief

und am andern Tage frühstückte ich, alles ordentlich gut für die bescheidene Summe von 24 Kreuzern (18 französische Sous = 85 Centimes).

Ich konnte die Messe nicht in der wunderthätigen Kapelle lesen; diese Günst wird fremden Geistlichen nur sehr selten gewährt und man muß sich dafür lange vorher einschreiben lassen. Ich bekam die Erlaubnis, in einer Kapelle der Kirche zu lesen; da betete ich mit Eifer für mein unglückliches Vaterland und für alle die mir teuer sind. Nachdem ich meine Andacht verrichtet, verzichtete ich darauf, den reichen Kirchenschatz zu sehen. Dergleichen Dinge kümmern mich wenig und zudem hatte ich meinem Freunde Rojat in Rapperswil versprochen, mit ihm zu Mittag zu essen. Daher brachte ich meine Angelegenheiten sofort in Ordnung, dankte meinen Mitbrüdern und reiste auf dem gleichen Wege zurück.“

Hier möchte ich die Erzählung unseres guten Abbé etwas ergänzen durch die Mitteilungen, welche uns einige Leidensgenossen aus jener Zeit hinterlassen haben. Die Schweizer hatten die verbannten Flüchtlinge mit offenen Armen empfangen, Katholiken wie Protestanten hatten in Werken der Liebe gewetteifert. Aber die Verbannung dauerte länger als man anfangs gedacht hatte, der Eifer mußte nachlassen in einem Lande, das eigentlich arm, wo bares Geld selten und der Lebensunterhalt teuer war. Dazu kommt die Unsicherheit in allen Verhältnissen und die ungewisse Zukunft. Das Elend, schweres Elend konnte nicht ausbleiben.

Schon gegen den Herbst 1793 hatten daher verschiedene französische Bischöfe in Konstanz sich beraten, wie man den unglücklichen Geistlichen ihrer Umgebung dauernd Hilfe bringen könnte. Sie ließen eine Denkschrift drucken und verbreiten, um die öffentliche Wohlthätigkeit anzurufen. Sie suchten die Summe von 7—8000 Gulden zu leihen und verpflichteten sich zur Rückzahlung mit Zinsen $1\frac{1}{2}$ Jahre nach der Rückkehr in ihre Diözesen. Die Fürstabtei von Einsiedeln schloß dann die gewünschte Summe vor. Die französischen Bischöfe in der Schweiz wollten auf ähnliche Weise die Summe von 100,000 Thalern aufbringen. Es scheint aber nicht, daß mit der Ausführung dieses Planes auch nur ein Anfang gemacht wurde. Das dürfte das Schweigen Abbé Lamberts über diesen Punkt erklären.

Folgen wir diesem nun weiter auf seinen Wanderungen. Von Rapperswil sagt er, es sei eine katholische Stadt unter dem Schnge oder vielmehr unter der Abhängigkeit von Zürich (?). Es ist eine Art Kloster, wo alles sehr früh zu Bette geht und in aller Frühe aufsteht, um die hl. Messe zu hören und an die Arbeit zu gehen.

Auf dem Wege durch den Kt. Zürich übergab ihm eine Frau einen Brief, den er an jemand auf dem Wege abzugeben hatte. Natürlich führte er den Auftrag gewissenhaft aus, war aber ebenso erstaunt wie erfreut über diese naive Art der Briefbeförderung.

6. In Konstanz

befanden sich bei der Ankunft unseres Abbé 150 ausgewiesene französische Priester und ihre Zahl wuchs noch beständig. Die meisten hatten diesen Ort zum Aufenthalt gewählt wegen der Wohlfeilheit der Lebensmittel, der wohlthätigen Gesinnung der Bewohner und der Gelegenheit zur Arbeit, wodurch man sein Brot verdienen konnte.

Konstanz ist durch seine Lage ein Mittelpunkt des Verkehrs zwischen Italien, Deutschland, der Schweiz und Frankreich. Die Märkte dauern 8 bis 14 Tage. Die Schweizer versehen sich da mit Kohl (Kabis), den man in großen Schiffen aus Schwaben bringt. Während der Herbstmärkte ist der Platz vor dem „Adler“ mit wahren Bergen von Kohl bedeckt, vom besten und größten, den es gibt. Man bereitet daraus hauptsächlich Sauerkraut. Auch treffliches Getreide wird aus Schwaben hieher geliefert und das Bäckergerwerbe steht auf der Höhe der Kunst. Nirgends in der Welt ist man besseres Brot. Die Schweiz liefert sehr gutes Schlachtvieh. Das Schafffleisch kommt aus Deutschland und ist nicht ganz besonders zart. Wildpret ist häufig; oft sieht man Hirsche und Rehe vor den Metzgerläden. Auch an Geflügel ist Ueberfluß, besonders Enten und Gänsen. See und Flüsse liefern treffliche Fische. Nur die Eier sind teuer, doch nicht so sehr wie in der Schweiz. Der Landwein ist schlecht und unangenehm zu trinken. Die Reichen trinken daher lieber Rhein-

wein und fränkischen Wein oder auch roten Wein aus Ungarn. Kurz, man kann in dieser Stadt um wohlfeilen Preis den Tisch gut besetzen, da alles Notwendige reichlich hinzuströmt.

Die Einwohner sind gute Deutsche, nicht sehr geschäftig, nicht allzu gefällig, aber im Grunde gutmütig und wohlthätig. Ihre Trägheit dürfte einen Grund haben in dem reichen Spital, das den Fleiß lähmt und die Thätigkeit einschläfert. In das Spital selbst werden nur die unvermögenden Armen und die Kranken, die keine Familie haben, aufgenommen. Die andern werden außerhalb unterstützt und alle Einwohner, die Bürger sind und nicht ohne Arbeit aus ihrem Vermögen leben können, haben das Recht auf seine ungeheuren Einkünfte. Daher wird der Ackerbau lässig betrieben und die Handwerke bleiben in der Kindheit. Die französischen Bequemlichkeiten kennt man nicht; selten findet man einen Stuhl, der aus Stroh geflochten ist; die Betten haben Laubsäcke und sind äußerst einfach. Schöne Möbel findet man keine, ausgenommen die Defen(!).

Es mag hier bemerkt werden, daß die Urteile eines Reisenden über ein Land sehr viel von seiner augenblicklichen Stimmung abhängen. Zudem reicht ein Aufenthalt von einigen Monaten und selbst Jahren, namentlich wenn der Fremde die Sprache des Landes nicht vollkommen beherrscht, nicht aus, um eine richtige Ansicht über fremde Verhältnisse zu erlangen.

Ein Volk, wie das geschilderte, das selbst größtentheils aus dem Spital unterstützt wurde, konnte für die ausgewanderten Franzosen nicht viel thun. Dennoch erzählte man zahlreiche gute Werke, welche selbst die am wenigsten Reichen für sie gethan hatten. Ein wackerer Bürger z. B. fragte am Mittwoch in der Charwoche einen Geistlichen, der mit der Schürze angetan, den Küchendienst besorgte: „Was kochen Sie morgen für ihre Mitbrüder?“ Die Antwort lautete: „Wir geben ihnen morgen wie heute eine Bohnensuppe und Kartoffeln.“ Der biedere Deutsche aber meinte: „Die französischen Geistlichen sollen am Hohendonnerstage, dem Festtag der Priester, etwas Besseres haben als Kartoffeln und Bohnen. Da ist ein Louisd'or,^{*)} damit Sie ihrem mageren Tische sich eine Platte Fische verschaffen. Und damit sie an dem Tage, wo man die Einsetzung des Priestertums und des hl. Messopfers feiert, nicht Wasser trinken müssen, werde ich Ihnen von meinem besten Wein schicken.“

Der Domdekan und Generalvikar Graf von Bissingen nahm sich vorzüglich der verbannten Priester an. Im Anfang gab er jedem monatlich zwei Louisd'or. Bald aber mußte er diese Summe einschränken, sogar Schulden machen, und den Bischöfen erklären, daß er nichts mehr habe. Hierauf wurde beratschlagt und einstimmig beschlossen, einen gemeinsamen Tisch einzurichten, wie in Freiburg. Das Kostgeld war 15 Franken im Monat. Nur

*) 1 Louisd'or ist 23 Fr. 70 Cts. wert.

diejenigen, welche nichts hatten, wurden frei gehalten. Wer noch drei Louisd'or besaß, mußte wenigstens die Hälfte des Kostgeldes bezahlen. Die ganze Mahlzeit, selbst das Brot war von Geistlichen zubereitet und sie warteten auch der Reihe nach auf. Der Anfang wurde gemacht am 1. Jan. 1795 mit mehr als 60 Priestern und dauerte so lange solche da waren. Der Erzbischof von Paris hatte die Sorge dafür übernommen.

Das Sticken war die allgemeinste Beschäftigung der Priester; diese Arbeit war für sie am passendsten. Den ersten Unterricht hatten sie von Damen der Emigranten erhalten und dann sich gegenseitig unterwiesen; einige brachten es durch Fleiß und Geschicklichkeit zu einer großen Vollkommenheit in dieser Kunst. Im allgemeinen freilich war ihre Arbeit mittelmäßig. Aber der Name und der Stand der Sticker waren eine genügende Empfehlung, um den Absatz in Deutschland und den Ländern des Nordens zu sichern. Ein Karthäuser arbeitete daneben bei einem Schmied; ein Priester stand sogar an der Spitze einer Bleiche; andere schnitzelten und verkauften Tabak, machten Kerzen und waren in Werkstätten aller Art angestellt. Selbst ein ehemaliger Bischof verschmähte es nicht, um ein Beispiel zu geben, sich an die Garnwinde zu setzen. Uebrigens waren die Priester nicht so arm, daß sie zur Handarbeit gezwungen gewesen wären. Hätten alle Messstipendien zu 24 Kreuzern (80 Cents.) gehabt, so hätten sie daraus leben können. 7 bis 8 Sous im Tage gewannen auch die am wenigsten

Geschickten durch ihre Arbeit. Diese diente zugleich als Zerstreuung. Nach Neuigkeiten begierig, wie die Franzosen waren, sah man sie an Posttagen auf dem Platze vor dem „Adler“ und in der Nähe des Postbureaus zusammenströmen; aber die Arbeit verhinderte sie, nach Neuigkeiten zu jagen, oder solche zu erfinden, wie es in Freiburg geschah.

Die Barfüßerkirche war die Pfarrkirche der Franzosen. Kaiser Joseph II. hatte im Jahre 1786 den Franziskanern die Novizenaufnahme verboten, womit sie zum Aussterben verurtheilt waren. Die meisten Emigranten versammelten sich hier an Sonn- und Feiertagen zum öffentlichen Gottesdienste. Der Erzbischof von Paris war auf diesen Gedanken gekommen und führte ihn mit Bewilligung seiner Kollegen aus. Er leitete alles, was die Priester betraf, wie der Marquis, sein Bruder, alles, was die weltlichen Emigranten betraf. Der Erzbischof bezeichnete die Prediger, unter welchen wenige gute waren. Die kleine Kirche der Kapuziner war ebenfalls den verbannten Priestern geöffnet. „Ich erinnere mich“, schreibt Abbé Lambert, „mit Dank daran, wie jeden Morgen, von 6 Uhr bis Mittag ihre Sakristei beständig voll Priester war, die angekleidet darauf warteten, bis einer der 5 Altäre frei ward. Es war für alles zum Messelesen Notwendige gesorgt. Zum Ruhme der Kapuziner sei es gesagt, daß in der Schweiz, in Schwaben und im Tyrol sie derjenige Teil der Geistlichkeit waren, welcher die verbannten Priester mit dem meisten Opferstinn

aufnahm. Ihre Klöster waren für alle reisenden französischen Priester offene Wirtshäuser.“

Die weltlichen Emigranten erregten zwar die öffentliche Teilnahme nicht in dem Maße wie die Priester, doch genossen auch sie eines hohen Ansehens und die meisten verdienten es durch ihre Auf- führung. Nie haben sie öffentlich Mergerniß gegeben und die Frauen namentlich zeichneten sich durch ihre Frömmigkeit aus. Unter den Emigranten waren nur sehr wenige ganz arm; einige stifteten, trieben Handel oder suchten Nutzen zu ziehen aus den Künsten, die sie einst zur Kurzweil in ihrer Jugend gelernt hatten, wie Zeichnen oder Musik. Alle Mu- siker vereinigten sich mehreremal, um Konzerte zu gunsten der armen Familien zu geben. Selten wurde ein Ball, Theater oder andere Belustigungen ge- halten, welche Ausgaben verursachten. Man machte sich gegenseitig Besuche, wie in Frankreich, aber man machte keine Einladungen zum Speisen.

In Konstanz fand ein großer Teil der Fran- zosen sein Grab. Luft, Wasser, Veränderung der Nahrung und des Klimas vermehrten die Sterb- lichkeit; die Strapazen und der Kummer der Ver- bannung trugen ebenfalls dazu bei. Abbé Lambert erzählt: „Einige Tage nach meiner Ankunft wohnte ich dem Begräbniß eines Domherrn von Besançon bei; fast alle französischen Priester fanden sich bei dieser Ceremonie ein. Es war ein Begräbniß nach der Verordnung Josephs II. Es wurde nichts ge- sungen, jeder betete für sich. Die Leiche wurde von vier starken Männern nicht zur Kirche, sondern direkt

zum Kirchhof getragen, der ziemlich weit außerhalb der Mauern gelegen ist. Nach den letzten Ceremonien und Gebeten ergriff der Pfarrer das Wort und hielt am Grabe selbst zur Erbauung der Lebenden die Leichenrede, zuerst deutsch an die zahlreichen Deutschen, dann an uns lateinisch. Mit natürlicher und edler Beredsamkeit pries er die Talente und Tugenden des Domherrn, mit Geschick und Rührung hob er die Opfer hervor, welche er der Pflicht und Religion gebracht und fand darin, unter Hinweis auf den Todten, für die französischen Priester eine Aufmunterung, ruhmvoll den Kampf durchzufechten, den sie gegen die Feinde Gottes und seines Gesalbten aufgenommen, und ihn ebenso rühmlich zu vollenden, wie sie ihn angefangen. Diese Rede war ein echtes Hirtenwort, das auf alle Geistlichen einen lebhaften und angenehmen Eindruck hervorbrachte. Der Pfarrer verrichtete noch einige Gebete, warf Erde auf die Leiche und gab den letzten Segen. Die andern besprengten dann ebenfalls das Grab mit Weihwasser. Die Verwandten und Freunde des Verstorbenen trugen lange, schwarze Mäntel und Schärpen. Sie beteten laut den Rosenkranz; dieser wird bei den Deutschen und auch bei den Spaniern bei jeder Gelegenheit gebetet, auch in der Kirche; man betet ihn abwechselnd und in der Landessprache, was für französische Ohren nicht angenehm tönt. Die Franzosen, um dem Gebrauch des Landes zu folgen, beteten ebenfalls abwechselnd in zwei Abteilungen, statt des Rosenkranzes aber beteten sie Psalmen.

„Die Andacht für die Verstorbenen ist in Deutschland und in der Schweiz sehr verbreitet; über jedem Grabe erhebt sich ein Kreuz, bei den ärmern Leuten aus Holz kunstvoll gearbeitet, bei den Wohlhabendern von Eisen. In der Mitte des Kreuzes ist ein kleines Medaillon, welches den Namenspatron des Verstorbenen zeigt. Oft sind auf dem nämlichen Grabe mehrere Kreuze mit mehreren Medaillons, weil der Tote mehrere Namen hatte. Ein andermal trägt dasselbe Kreuz mehrere Medaillons desselben Heiligen, weil mehrere Personen zu dessen Errichtung beigetragen haben. Auf vielen eisernen Kreuzen steht man Gold glänzen. Man erblickt auch einige Grabmäler aus Stein. Alle Gräber haben Inschriften, meistens in deutscher Sprache. In der Schweiz wird noch in den Kirchen beerdigt, aber in den Ländern der österreichischen Herrschaft hat dieser Gebrauch aufgehört.“

7. Rückkehr nach Frankreich.

Am Montag den 27. April 1795 verließ Abbé Lambert Konstanz nach einem Aufenthalte von 7 Monaten, um nach Frankreich zurückzufahren. Der Erzbischof von Paris hatte ihn mit einer neuen Kleidung ausgerüstet. In Zürich hielt er sich vier Tage im Gasthof zum „Schwert“ auf, einem altrenommierten Hause, dem offiziellen Ständegasthaus der Stadt Zürich, wo die vornehmen Reisenden fast ausnahmslos logierten. Auch die eidgenössischen Gesandten an der Tagsatzung und oft auch die fremden Gesandten nahmen hier ihre

Herberge. Damaliger Besitzer war Anton Ott.*) 1775 nahmen Göthe und die Grafen Stollberg im „Schwert“ Quartier. 1815 logierte daselbst Kaiser Alexander von Rußland. Alles gibt Ott das Zeugnis, daß er ein Ehrenmann im vollsten Sinne des Wortes war, der mit den Eigenschaften des liebenswürdigsten Gastgebers die feinste weltmännische Bildung verband. Große Opfer brachte er für die Emigranten. Sie wurden mit offenen Armen empfangen und fanden, wenn sie mittellos waren, unentgeltliche Verpflegung. Lavater preist ihn deswegen noch in den „Gesprächen im Schattenreich“.

Auch unser Reisender ging kostenfrei aus. Als er am 2. Mai den Kellner nach der Rechnung fragte, sagte ihm dieser, er schulde nichts, es sei alles bezahlt. Er wandte sich an die Wirtin, die wackere Dorothea; vergebens. Ott wies den Dank zurück und übergab beim Abschied dem Gaste noch 6 Louisd'or zu Händen des Abbé Montrichard für den Tisch der Priester in Freiburg.

In Baden bewunderte unser Reisender die Grubenmannsche Brücke, die in einem einzigen Bogen über die Limmat führt. Am folgenden Tage erreichte er St. Urban und in dieser Cisterzienser-Abtei wurde er wie alle französischen Priester aufs beste empfangen. Er hatte ein schönes Zimmer

*) Lambert schreibt beständig Gott. Im Zürcher Taschenbuch für 1890 S. 1—91 hat Sal. Bögelin ihm ein biographisches Denkmal gesetzt. Joh. Gottl. Fichte, der spätere berühmte Philosoph war sein Hauslehrer gewesen. Ueber das Haus „zum Schwert“ vergl. Bögelin d. alte Zürich I. 478—481.

Auf gefährlichen Pfaden.

und ein sehr gutes Bett. Die Ruhe that ihm wohl, denn die ungesunde Luft in Konstanz (wie er meint) und die Reise zu Fuß hatten seine Gesundheit angegriffen. Zwei Tage und zwei Nächte brachte er im Kloster zu; nach dem Reglement hätte er einen Tag länger bleiben können. Außerdem, daß alle Fremden, die zkehrten, aufgenommen wurden, waren 7 bis 8 Priester beständig im Kloster logiert und beköstigt. Alle speisten an der Tafel des Abtes in einem großen Saale. Der Abt selbst saß in der Mitte des langen Tisches; ihm zur Seite die Ehrengäste; ihm gegenüber der Dekonom (Großkellner), welcher die Gäste empfängt. Dieser zerschnitt das Fleisch oder ließ es zerschneiden, bot dann die Schüssel dem Abte, der sich daraus bediente und sie dem Nachbar zur Rechten weiter bot, worauf sie von Hand zu Hand bis zum letzten Gaste wanderte. Im Vergleich zu französischer Höflichkeit schien diese Art der Bedienung unserem Reisenden bäuerisch zu sein; doch entschuldigt er die Schweizer, die in ihrem Lande die einfache und natürliche Sitte bewahrt hätten. Auch die deutsche Küche scheint ihm nicht entsprochen zu haben, aber er findet die Mahlzeit in zwei Gängen reichlich, das Brot ausgezeichnet, den Wein gut. Am Tische des Abtes wurde nicht vorgelesen, dagegen viel gesprochen, aber deutsch, wovon Abbé Lambert gesteht, daß er nur wenig verstehe.

Die Abtei St. Urban ist 3—4 Stunden von Solothurn und nur eine halbe Stunde von der schönen Straße von Zürich nach Bern. Sie hat



einen beträchtlichen Umfang und enthält Gemüse-, Obst- und Krautgarten. Abbé Lambert ist erstaunt über das Treibhaus, in welchem man sogar die Ananas pflanzt. Die Kirche ist schön; die Wohnräume sind geräumig und gut gebaut. Alles läßt auf ein vermögliches Kloster schließen. Die Bibliothek scheint aber nicht beträchtlich zu sein und vom Besuche derselben war keine Rede.

Die verbannten Priester konnten in der ganzen Schweiz fast ohne Kosten reisen; alle in der Nähe der Landstraße gelegenen Abteien machten sich eine Pflicht daraus, ihnen Gastfreundschaft zu gewähren, einige gaben ihnen bei der Abreise noch eine Unterstützung mit. Die kleinen Männer- und Frauenklöster zahlten einen regelmäßigen Beitrag an den gemeinsamen Tisch der Priester. Die meisten Männerabteien, wie die von St. Urban, nahmen mehrere Priester auf und verpflegten sie.

In Einsiedeln waren einige emigrierte Priester mit Abschreiben von Büchern beschäftigt, die noch in der dortigen Bibliothek vorhanden sind. J. Pierre, Spitalpfarrer in Kolmar, schrieb die Chronik Justingers ab, Valerius Böhler, Minorit von Ensisheim, eine Chronik von Zug. Petrus Julien, ein gelehrter Benediktiner aus Lothringen, machte gründliche Studien im Urtext der heiligen Schriften und hinterließ ein hebräisches Wörterbuch. Er starb in Einsiedeln am 22. April 1795.

Im Kloster Muri lebte P. Firmian von Cluny fünf Jahre als Gast. Zahlreichen Emigranten gewährte das Kloster wenigstens einige Tage Gast-



freundschaft. (Vgl. P. Martin Kiem, Gesch. d. Benediktiner-Abtei Muri II, 265.)

Wir lassen nun wieder das Wort Herrn Lambert.

„Im allgemeinen können wir die Ordensgeistlichen rühmen. Sie haben immer mit Zuverlässigkeit jede Gelegenheit ergriffen, gegen uns mildthätig zu sein.

Als ich in Solothurn ankam, war ich noch sehr müde und brachte dort acht Tage in der Gesellschaft guter Freunde zu, um mich wieder herzustellen. In Freiburg wurde ich von der Fürstin von Conti und Fräulein (von Orleans) sehr wohl empfangen.“ Wir interessieren uns aber um diese hohen Damen nicht weiter, mehr um das Folgende:

„Während meines Aufenthaltes in Freiburg sah ich im Münster die Himmelfahrt Christi darstellen. Ein Christusbild, aus Wachs gemacht, wurde vom Hauptaltar an einer Schnur in die Höhe gezogen und verschwand durch ein kreisrundes Loch im Gewölbe. Durch das gleiche Loch wird am Pfingsttage der heilige Geist als Taube von Karton herabgelassen; hinter ihm einige wirkliche Tauben, welche durch die ganze Kirche hinfliegen. Man sagte mir, daß am Dreikönigstage (6. Januar) in der Kirche ein Aufzug statt habe, der noch mehr an das Theater erinnere. Die Mutter Gottes hält ihren Einzug auf einem Esel, in ihren Armen das Jesuskind tragend, von einem berittenen Gefolge umgeben, worunter sich die höchsten Staatsbeamten befinden, welche die drei Könige

mit ihrem Gefolge darstellen sollen. Also gerade, wie man im 13. Jahrhundert unsern frommen Altvordern die biblische Geschichte veranschaulichte. Die Glaubenseinfalt, welche eine derartige Ceremonie voraussetzt, ist ebenso viel wert wie die Halbwisserei in der Religion zu unsern Zeiten, und wenn sie ein Uebel ist, doch nicht eine Quelle des Verderbens und Unglücks.“ Lamberts Absicht war, mit einem schweizerischen Paß und Namen nach Frankreich zurückzukehren, da an ausgewanderte Franzosen keine Pässe nach Frankreich ausgestellt wurden. Die Freiburger Regierung stellte ihm einen solchen aus mit seinem wahren Signalement und der Bezeichnung Mertbal, Käsehändler, aus Greyerz. Der französische Gesandte Barthelemy in Basel, ein Neffe jenes Barthelemy, welcher „die Reisen des jungen Anacharsis“ verfaßte, gab das Visum hierzu, und er verreiste damit nach Lausanne. Hier traf er einen seiner Amtsbrüder, Baret, in einer eigentümlichen Stellung: einer der ersten protestantischen Minister dieser Stadt hatte ihm die Erziehung seiner eigenen Kinder übertragen. Und nicht genug mit solchem Vertrauen, er erwies ihm auch sonst alle Hochachtung und alle Rücksichten, welche sein Talent und sein Unglück verdienten. Er hatte, um ihn für die Zukunft sicher zu stellen, ihm sogar eine Leibrente auf Lebenszeit ausgestellt. Solche Taten gereichen ebenso dem Minister zur Ehre, wie dem Priester.

„Nach einigen Besuchen in Lausanne nahm ich mein kleines Bündel wieder auf die Schulter

und schlug die Straße nach Lyon ein. Die Aussicht ist so malerisch, der Anbau so mannigfaltig, die Straße, die sich immer an das Ufer hält, so schön, alles ist hier so angenehm und lachend, daß ich die Länge des Weges nicht wahrte, bis die sinkende Sonne mich mahnte, meinen Marsch zu beschleunigen. Um 8 Uhr abends erreichte ich das Ziel meiner Tageswanderung und übernachtete im Gasthof „zur Lilie“ (in Genf?). Ich war in weltlicher Kleidung. Am Tage des Fronleichnamsfestes (5. Juni) glaubte ich, mich mit dem Anhören der heil. Messe begnügen zu sollen. Am Abend, nachdem ich von meinem Amtsbruder, Herrn Charpin, der einst in Lyon mit mir im Seminar gewesen, Abschied genommen, nahm ich meinen Sack zum letzten Mal auf den Rücken und begab mich, um das Offizium vom heiligsten Sakrament zu beten in den Park des Herrn Necker in Coppet.

Tags darauf, am Freitag, verschaffte mir der Wirt, an den Herr Charpin mich gewiesen, einen Bankwagen und bald hatten wir das französische Gebiet erreicht. Niemand verlangte von uns in Versoix einen Paß noch anderwärts. Wir kamen um 9 Uhr nach Ferney (wo einst bekanntlich Voltaire wohnte), ein Dorf, welches an große Talente und großen Uebermut erinnert, und gegen 3 Uhr nahm ich Platz in dem holperigen Wagen, der mich nach Lyon bringen sollte. . . . Um 3 Uhr morgens kam ich nach Mantua, wo ich drei Jahre meiner Jugend zugebracht hatte. Seit der Revo-

lution hatte diese Stadt sich sehr vergrößert. Eine neue Stadt hatte sich auf der Seite, von welcher ich kam, erhoben, gebaut aus den Trümmern der Kirche und der Abtei. Am Nachmittag des 6. Juni gegen 3 Uhr setzte der Wagen mich bei einem Wirtshause in einer Vorstadt bei Lyon ab, an der neuen Straße nach Genf. Ich ging zu Fuß in die Stadt hinein und fand mich zu Hause, da ich sieben Jahre in St. Joseph mich aufgehalten hatte. Ich fand viele von meinen alten Mitbrüdern.“

Wir können unserm Reisenden auf seinen Wanderungen nicht überallhin folgen. Er kehrte auf einige Zeit in seine Heimat zurück, wo die Verfolgung der Priester etwas nachgelassen hatte, aber bald wieder heftiger wurde. Auch hielt er sich kurze Zeit in Paris auf bei der Herzogin von Orleans, der Witwe Philipp Egalités und Mutter des spätern Königs Ludwig Philipp.

8. Der 18. Fructidor.

Das Jahr 1797 war herangekommen, das fünfte der französischen Revolution, und viele waren derselben müde geworden. Das Land war in Kriege und in eine ungeheure Schuldenlast gestürzt, die noch ärger war, als unter dem Königtum. Lähmung des Verkehrs, Elend, Unzufriedenheit waren allgemein; ebenso das Bedürfnis nach besserer Ordnung, Sicherheit der Personen und des Eigentums. Man sah ein, es könne auf dem

bisherigen Wege nicht weiter gehen, und schon 1796 waren in Paris einige Kirchen wieder dem katholischen Kultus geöffnet worden. Ja, man wagte von einer Herstellung des Thrones zu reden und die zahlreichen Verbannten im Ausland nahmen solche Nachrichten mit großen Erwartungen auf. Viele von ihnen kehrten heimlich zurück und die Behörden drückten ein Auge zu und unterließen die Anwendung der strengen Gesetze gegen sie. Andere warteten in der Nähe der Grenze auf Gelegenheit zum Losschlagen.

Die Partei der königlich Gesinnten (Royalisten) hatte große Summen aufgewendet, um die Häupter der Revolution zu erkaufen. Der berühmte General Bichegru war 1797 Vorsitzender im Rat der Fünfhundert geworden und bildete den Mittelpunkt der Pläne, welche die Rückkehr Ludwigs XVIII. auf den französischen Thron beabsichtigten. Im Mai war Barthelmy einer der fünf Direktoren der Republik geworden, der ehemalige Geschäftsträger in Basel, welcher den Paß Lamberts ausgestellt hatte. Er war ein wohlgesinnter Ehrenmann und entschiedener Anhänger des Königtums. Er gewann dafür auch seinen Kollegen, den wankelmütigen Carnot. In Paris hatte sich ein Klub von Royalisten gebildet. Die Sache wurde aber verraten und die Regierung bekam wichtige Papiere in die Hände, welche den ganzen Plan der Verschworenen andeuteten. Sie beschloß nun, durch einen Staatsstreich den Einfluß ihrer Gegner zu vernichten,

ließ Truppen in Paris einrücken und durch diese Pichegru, Barthelemy und 35 Deputierte verhaften und nach Cayenne führen, während Carnot entfliehen konnte. Das geschah am frühen Morgen des 18 Fructidor, 4. September 1797. So war die Herrschaft der republikanischen Partei wieder gesichert und sofort erging ein Beschluß zur Ausweisung der Emigranten aus Paris und aus jeder Stadt mit 20,000 Einwohnern binnen 24 Stunden und ihre Ausweisung aus Frankreich binnen 10 Tagen. Ferner sollte das Direktorium das Recht haben alle Priester, die nach seiner Ansicht die öffentliche Ruhe störten, in Strafkolonien abzuführen. Die Herzogin von Orleans, die Mutter Ludwig Philipps, wurde nach Spanien verbannt und die Einziehung ihrer Güter angeordnet, die doch Robespierre ihr gelassen hatte. Bevor sie abreiste, ließ sie Abbé Lambert 25 Louisd'or auszahlen, die ihm sehr gelegen kamen.

Alle Wege waren jetzt mit Auswanderern bedeckt, die in die Verbannung zurückkehrten. Abbé Lambert konnte noch das letzte Grundstück seiner Familie in Lons-le-Saulnier verkaufen, dann beeilte er sich, über die Berge zu entkommen, bevor der Schnee sie unpassierbar machen würde. Am 1. Oktober 1797 verließ er seine Heimat und in Begleitung von zwei Schmugglern betrat er die Schweiz zum zweitenmale im Jouxthale. Ueber Yverdon kam er nach Freiburg, wo die Fürstin Conti sich unterdessen in das Kloster der Ursulinen zurückgezogen hatte, was weniger teuer war.

Abbé Lambert erhielt bloß für 24 Stunden Erlaubnis zum Aufenthalt in Freiburg. Er kehrte daher sofort nach Yverdon zurück und von da auf einem sehr gefährlichen und mühsamen Wege, auf dem er noch nie gegangen, über den 1400 Meter hohen Rizour nach Frankreich. In acht Tagen hatte er eine Strecke von 100 Stunden zurückgelegt, was ihn aber auch totmüde machte. Am 29. Oktober war er wieder in seiner Heimat und begrüßte wieder seine Stiefmutter. Um den Verfolgungen zu entgehen, verbarg er sich in Lyon. Ein aufgefangenes Packet verriet seinen Briefwechsel mit der Schweiz. Er wurde vor das Polizeigericht gestellt, aber glücklicher Weise freigesprochen.

9. Die Reise nach Rußland

Bald kehrte Lambert zum dritten Male in die Schweiz zurück, trotzdem sie von französischen Soldaten überschwemmt war. Es war im Jahre 1798. Er besaß einen französischen Paß und gelangte rasch und ohne Hindernis nach Konstanz, von wo er mit der Post nach Augsburg reiste. Diesmal gilt es einer geheimen diplomatischen Mission, über die aber unser Berichterstatter sich ausschweigt. Man darf aber als sicher annehmen, daß er im Dienste der Familie Orleans stehend und dieser treu ergeben, ihre Ausföhnung mit Ludwig XVIII. und damit der ältern Linie der Bourbonen versuchte. Ludwig XVIII. war 1796 inkognito nach Blankenburg im Braun-

schweigischen gegangen. Als aber Abbé Lambert dorthin kam, hatte der König schon wieder flüchten müssen. Der Kaiser Paul von Rußland gewährte ihm eine Pension und ein Asyl in Mitau, der Hauptstadt von Kurland, wo er im März 1798 eintraf. Lambert reiste ihm über Lübeck und Riga nach. Ueber seine Verhandlungen mit dem Könige sagt er nur, daß sie vollständig geglückt seien. Wahrscheinlich hat er die Ausöhnung Ludwig Philipps mit seinem Verwandten zu stande gebracht, denn dieser erschien bald darauf persönlich in Mitau und erhielt als Anteil an der russischen Pension jährlich 50,000 Franken.

Die Rückreise führte Lambert nochmals über Konstanz und von da in der Post nach Zürich, wo er aber bei dem ehrenwerten Ott keinen Platz finden konnte, sondern froh sein mußte, in einer elenden Taverne wenigstens Brot und Wein zu bekommen. Die übrigen Wirtshäuser waren alle angefüllt, denn Zürich war das Hauptquartier der französischen Armee, die sich zum Kampfe gegen die Bergkantone rüstete.

Mit einem Privatsfuhrwerke gelangte Lambert nach Aarau, dann aber mußte er bis Bern zu Fuß gehen, da alle Wagen und alle Pferde im Lande aufgeboden waren, um die neue helvetische Regierung und Gesetzgebenden Körper nach Luzern zu führen.

„Welch ein Unterschied“, ruft unser Reisender aus, „zwischen dieser Schweizerreise und denen, die ich in den Jahren 1794 und 1797 gemacht hatte! Dieses Land der Freiheit, jetzt unter dem

Sklavenjoch! Ueberall sah man Spuren vom Blute der gemordeten Opfer der Tyrannei; wie von einem Trauerschleier schien das ganze Land bedeckt. Der Himmel selbst war düster und eine dunkle Färbung schien auf den weißen Gipfeln der Gletscher zu ruhen. In den Städten wie auf dem Lande sah man statt der zahlreichen Bevölkerung, die ich einst angestaunt, hie und da einige Unglückliche umherirren, die vielmehr Gespenstern in Mitte von Gräbern glichen. Auch die Bewohner des Waadtlandes, welche zuerst die französischen Befreier herbeigerufen hatten, boten denselben Anblick des Elends dar. Ich glaubte auf einem Vulkan zu stehen, der bereit ist, sich zu öffnen. Ich hätte gerne die Entfernung zurücklegen mögen, ohne den Boden zu berühren.

Ich vermied es, an jemand Fragen zu richten und wollte auch niemand Gelegenheit bieten, solche an mich zu stellen. Glücklich gelangte ich nach Nyon ohne jemandes Aufmerksamkeit erregt zu haben. Jetzt waren alle Gefahren vorbei; es handelte sich nur noch darum, die Berge von Creffonidres zu überschreiten, welche von dem schrecklichen Rizoux nicht weit entfernt, aber ihm sehr ungleich sind.“

Sein erster Besuch in der Heimat galt der betagten Stiefmutter, die ihn mit großer Freude willkommen hieß und Gott dankte, daß er ihr einen Sohn zurückgeschickt habe, welcher die Stütze ihres Alters und ihre Hilfe in der Krankheit sei. Er fand einen Brief vor von der Herzogin von

Orleans, welche aus ihrer Verbannung in Spanien ihm 35 Louis'dor sandte als Entschädigung für seine Reise nach Mitau. Er entschloß sich, persönlich dafür zu danken und ihr über seine mehr als tausend Stunden lange Reise Bericht zu geben.

10. Reisen nach Spanien.

Am 2. Januar 1799 fuhr er mit der Post und mit einem Paß versehen nach Lyon. Was seine weitere Reise über die Pyrenäen und in Spanien betrifft, so können wir uns kurz fassen. Er beschreibt sehr ausführlich die Wohnung und den Haushalt der Herzogin von Orleans zu Sarria in Catalonien. Es war ihm auffallend, als ihren Vermögensverwalter und vertrauten Rouzet anzutreffen, einen ehemaligen Jakobiner. Mit diesem war die Herzogin wohl schon damals zum zweiten Male, aber heimlich, verheiratet, was Lambert nicht gewußt zu haben scheint.

Bei seiner Ankunft in der Heimat erhielt er die Nachricht vom Tode seiner Stiefmutter. Er beweinte sie aufrichtig und widmet ihrem Andenken Worte der aufrichtigsten Theilnahme. Mit diesem Verluste war das letzte Band gelöst, das ihn mit Lons-le-Saulnier verknüpft hatte. Er glaubte sich hier nicht mehr sicher, seitdem, nach der Auflösung des Rastadter Kongresses (28. April 1799) der Krieg mit Oesterreich wieder ausgebrochen war. Der Erzherzog Karl hatte in der ersten blutigen Schlacht bei Zürich am 16. Juni

die Franzosen geschlagen und man befürchtete sein Vordringen nach Frankreich. So beschloß denn unser Abbé nochmals ins Ausland zu gehen, diesmal aber nach Spanien zur Herzogin von Orleans. Er erhielt von den Behörden seiner Heimat einstimmig einen Paß auf beliebige Zeit; bei diesem Anlaß wurde im Räte sehr anerkennend sein Charakter und sein Betragen gegen seine verstorbene Stiefmutter besprochen. Der Gedanke, als verfolgter Flüchtling in seine Heimat gekommen zu sein, ohne zu wissen, wo sein Haupt hinlegen, jetzt aber sie unter öffentlicher Belobigung zu verlassen, ging unserem Abbé tief zu Herzen als er am 20. Messidor (8. Juli 1799) den Wagen bestieg, um der Heimat für immer den Rücken zu kehren.

Ohne Zwischenfall erreichte er Sarria und wurde von der Herzogin mit gewohnter Güte aufgenommen. Nur wollte sie aus Gründen der Klugheit nicht, daß er sein priesterliches Gewand anlege, was ihm sehr zuwider war. Er fand bei der Herzogin das Glück nicht, das er gehofft hatte. Während der ersten 21 Monate, die er hier verlebte, hatte er keine andere Beschäftigung, als daß er seine Erlebnisse niederschrieb, die er am 5. Mai 1801 abschloß. Er starb schon im Jahre darauf, 1802, ohne Frankreich wieder betreten zu haben. Möge er einen Platz im Himmel, dem wahren Vaterlande, erlangt haben!



Inhalt.

Vorwort	5
1. Die Flucht	9
2. Auf freiem Boden	14
3. In Freiburg	16
4. In Solothurn	29
5. Von Freiburg nach Konstanz	32
6. In Konstanz	41
7. Rückkehr nach Frankreich	48
8. Der 18 Fruktidor	55
9. Die Reise nach Rußland	58
10. Reisen nach Spanien	61





- Bdch. 21. *Der Morenyphilipp.* „Der Maitre Cordonnier“
 Bdch. 22. *Mariannas Lebenslauf*, aus dem Leben erzählt v. G. Arand.
 Bdch. 23. *Die Frau Kostwäscherin* „Im Banne der allerfestigsten
 Jungfrau“, von G. Arand.
 Bdch. 24. *Der Mann des Gebetes*, von Fr. K. Weigel.
 Bdch. 25. *Oberst Paqueron*, von Fr. K. Weigel.
 Bdch. 26. *Der Lothringer*. „Das Gelübde“, von Traugott Bieder
 Bdch. 27. *Die Macht der Liebe*, von J. Bronnenkauf.
 Bdch. 28. *Das Frauenberg* von Jos. Schwabel.
 Bdch. 29 & 30. *Der Steinmetz von Adln*, von P. J. V. Diel.
 Bdch. 31. *Vor hundert Jahren.* 3 Skizzen aus der Schreckenszeit
 der französischen Revolution.
 Bdch. 32. *Hoch hinaus*. „Wohlthun trägt Zinsen“, von W. Koch.
 Bdch. 33. *Durch Leid zur Freud*. „Harte Köpfe“, von W. Koch.
 Bdch. 34. *Arbeit und Gebet schützen vor Thorheit*. „Schwester An-
 gela“, von W. Koch.
 Bdch. 35. *Die Vogelscheuche*, von Jacobus Einsiedel.
 Bdch. 36. *Mosel-München*, von W. Koch.
 Bdch. 37. *Der Brotkorb*. „Zweifache Rettung“, von W. Koch.
 Bdch. 38. *Der Mutter Rache*, von W. Koch.
 Bdch. 39. *Kaiser und Erzbischof*. „Eine Vergnügungsreise“, v. W. Koch.
 Bdch. 40. *Momentaufnahmen*, von Th. Habicker.
 Bdch. 41. *Not lehrt beten*. „Segen der Arbeit“. „Schnupstabsdose“
 von W. Koch.
 Bdch. 42. *Stimme des Gewissens*, von W. Koch. „Unrecht schlägt
 den eigenen Herrn“, von P. F. Willem O. S. B.
 Bdch. 43. *Wiedergefunden*, von Fr. K. Weigel.
 Bdch. 44. *Wer?*, von W. Koch.
 Bdch. 45 & 46. *Eine Braut*, von W. Koch.
 Bdch. 47. *Zwei Schwestern*. „Maria sah alleine“. „Unschuldig“, von
 G. Arand
 Bdch. 48. *Füge dich*, von G. Arand.
 Bdch. 49 & 50. *Briefe eines Fremdenlegionärs*, von Th. Habicker.
 Bdch. 51. *Christ und Antichrist*, von Fr. v. Grafenwald.
 Bdch. 52. *Visitation*. „Der Engel des Herrn“, von G. Arand.
 Bdch. 53. *Der Sturm auf dem Vierwaldstättersee*, von Louise Mayer
 von Schauensee.
 Bdch. 54. *Die Blutzeugen von Yugu*. Eine Erzählung für das
 katholische Volk von Joseph Vaterlein.
 Bdch. 55. *Lebendig begraben*. Eine Erzählung für das katholische
 Volk von Humanus.
 Bdch. 56. *Du sollst Vater und Mutter ehren*. „Die kleine Früchten-
 verkäuferin.“ Erzählung von W. Koch.
 Bdch. 57. *Herr führe uns nicht in Versuchung*. Von W. Koch.
 Bdch. 58. *Erzwingungen*, von G. Arand.
 Bdch. 59. *Lady Arthsbale*. „Schottische Erzählung aus der Zeit der
 Kämpfe für die Stuard, von J. Spielmann.
 Bdch. 60. *Das Fräulein von Scuderi*. „Erzählung aus dem Zeit-
 alter Ludwigs XIV. nach G. T. A. Hoffmann.
 Bdch. 61. *Eine Verirrte*. „Wiedergefunden auf dem Todbette“, von
 W. Koch.
 Bdch. 62 & 63. *Algerische Geschichten*. Von Habicker.
 Bdch. 64. *Zur Eintracht oder Schuld und Sühne*. Nach erzählt von
 F. Carueville.
 Bdch. 65. *Der kleine Muttergottesjäger*. „Wunderbar sind die Wege
 des Herrn.“ Eine wahre Erzählung.
 Bdch. 66. *Samuel Goldenstein & Co.*, von Ph. Latens.
 Bdch. 67. *Die Nachbarn*. „Original Novelle von Ph. Latens.
 Bdch. 68. *Der rote Dieter*. „Das rote Pulver.“
 Bdch. 69. *Das Auge will auch was haben*. Eine Erzählung
 der junge Tochter. „Wilhelmine.“ Ein Weihnachtslied.
 Bdch. 70. *Im Banne des Aberglaubens*. „Erzählung aus der Zeit der
 Hexenprozesse, von G. Truth.

- Bdch. 71. „Das eiserne Kreuz“, von Carl Hummer.
 Bdch. 72. „Der Sozialdemokrat“, von Franz v. Seeburg.
 Bdch. 73. „Ecco homo“. „Der richtige Wind“, von Kraud.
 Bdch. 74. „Martha“, von Anna Högger-Güper.
 Bdch. 75 & 76. „Alkohol, Alkoholismus und Abstinenz“. Von Augustin Egger, Bischof von St. Gallen.
 Bdch. 77. „Schwester Agnes“, von C. von Walden.
 Bdch. 78. „Courbes und die Schweizerwallfahrt dahin vom Jahre 1895“ von O. W., Pfarrer.
 Bdch. 79. „Der Vetter Pauli“, von W. v. Noosen, O. S. B.
 Bdch. 80. „Der Amerikanertoni“. „Marientreu“, von W. von Noosen O. S. B.
 Bdch. 81. Erzählungen von Habicher.
 Bdch. 82. Erzählungen von Habicher.
 Bdch. 83. „Der Himmel auf dieser Erde.“ „Im Hafen gelandet.“ „O Seiland, reiß den Himmel auf.“ „Die Nacht des Gebetsapostolats.“ von C. Kraud.
 Bdch. 84. „Das Opfer eines Lebens.“ von C. Kraud.
 Bdch. 85. „Beispiel bricht Balken.“ „Sein sichtbarer Engel.“ von C. Kraud.
 Bdch. 86. „Bittet und ihr werdet empfangen.“ „Verkehrte Erziehung.“ „Der Hosenbandjunge.“ Erzählungen für's Volk.
 Bdch. 87. „Dr. Ramoré.“ Erzählung für reifere Jugend und Volk.
 Bdch. 88. „Alle Schuld rächt sich.“ von C. Kraud.
 Bdch. 89 & 90. „Das Wirtshaus.“ v. Aug. Egger, Bischof v. St. Gallen.
 Bdch. 91 & 92. „Alt oder neu.“ Erzählung von Fr. Mathenine. „Im Banne der Muttergottes“, von C. Kraud.
 Bdch. 93 & 94. „Nach dem Süden.“ Reiseschilderung von Joh. Bapt. Hüchel.
 Bdch. 95. „Knasterbisen.“ Gesammelt von Alvin von Baldingen.
 Bdch. 96 & 97. „In der Schlenkerkühle.“ „Standhaftigkeit im Glauben.“ „Der Weihnachtsgast.“ Erzählungen von C. Kraud.
 Bdch. 98. „Treu bis in den Tod.“ Eine Episode aus der Reformation des schweizerischen Bernerobertlandes.
 Bdch. 99. „Beriebene Wege.“ „Ein Opfer schweizerischer Liebe.“ von C. Kraud.
 Bdch. 100. „Maria, die Zuflucht der Sünder.“ von C. Kraud.
 Adol Kolping: 101. Bleib daheim. 102. Aus dem Leben eines Aufgestärkten. 103. Paul Berner. 104. Das Rindenkrenz. 105. Clara. 106. Ein Spielchen. 107. Zwei Nachbarn. Belohnte Wohlthätigkeit. 108. Der Tod eines Bettlers. 109. Handel und Wandel. 110. Gebet, und es wird Euch gegeben werden. Der Geistesheil. 111 & 112. Unterhaltungen über das Familienleben. 113. Walter, der kleine Porzellanhändler. Meister Andreas, der Nachtwächter. 114. Kindersinn und Gottesfegen. Ludwig. 115. Fromme Liebe. Nachbars Tischen. 116. Der Klushof und seine Schicksale. 117. Was eine gute Frau vermag. 118. Peter, der Schmid. Eine Brautwerbung auf dem Lande. 119 & 120. Was Gott thut, das ist wohlgeihan. Tomä.
 Bdch. 121, 122 & 123. „Der gute Fridolin und der böse Dietrich“ von Christoph v. Schmid.
 Bdch. 124. „Josephs Erlebnisse“, von C. Kraud.
 Bdch. 125 & 126. „Gerta“, von C. Kraud.
 Bdch. 127 & 128. „Maria hilft“, von C. Kraud.
 Bdch. 129, 130 & 131. „Eustachius“, von Christoph v. Schmid.
 Bdch. 132 & 133. „Bernhard“, von Fr. Selaß. „Art läßt nicht von Art.“ von C. Kraud.
 Bdch. 134. „P. Theodosius Florentini“, von Alfred Ammann.
 Bdch. 135. „Auf gefährlichen Pfaden“, von Alvin von Baldingen.
 Bdch. 136. „In der Irre“, von C. Kraud.
 Bdch. 137. „General Ludwig Gaston de Sonis“, von Ed. Al. Saller.
 Bdch. 138. „Allerleienbilder“, von C. Kraud.
 Bdch. 139. „Im Namen Jesu“, von C. Kraud.
 Bdch. 140. „Don Bosco, der Apostel der Jugend“, von A. Ammann.